ar

7

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1978

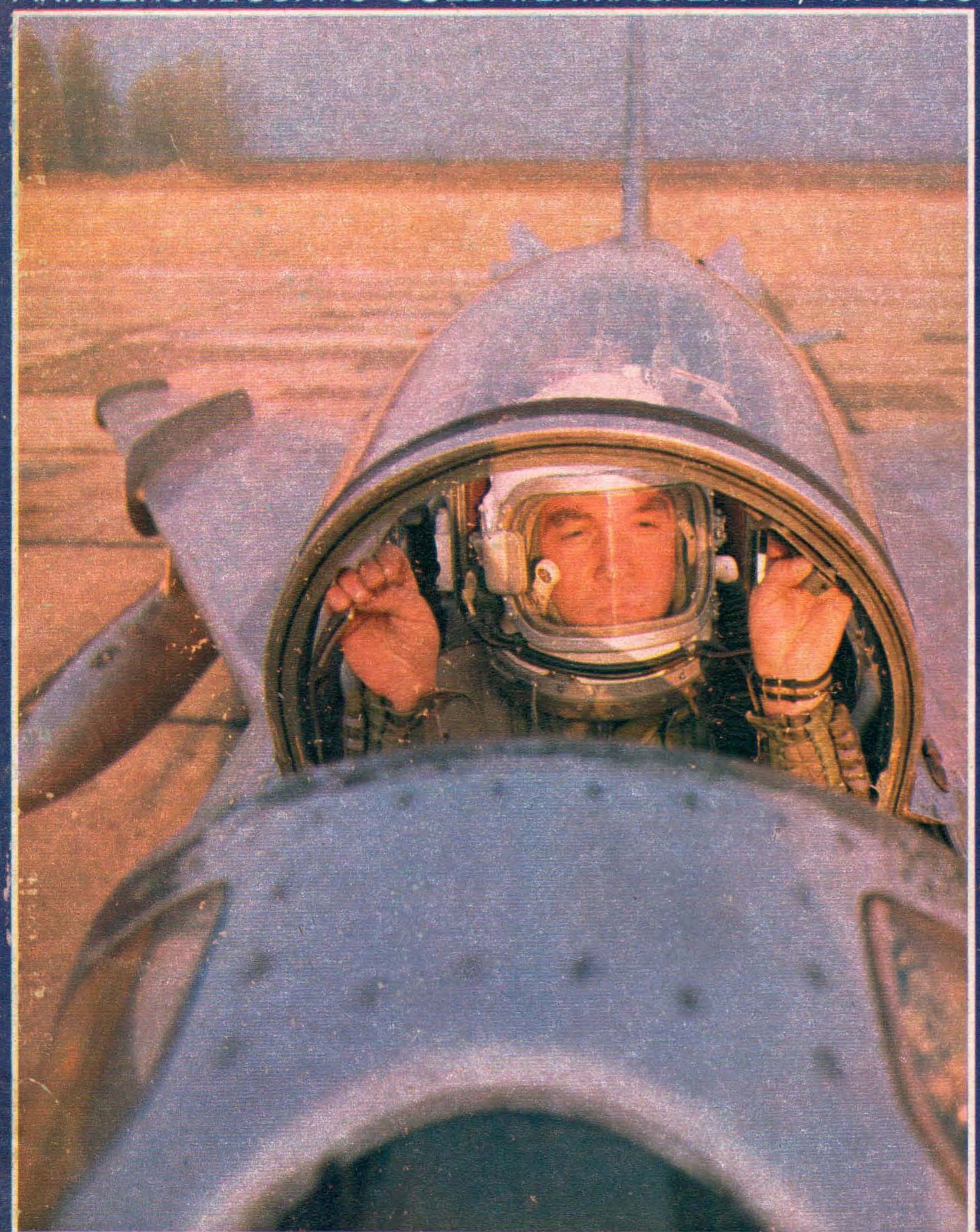




Foto: Manfred Uhlenhut

Was ist Sache?

Als Soldat will ich meine Sache so gut wie möglich machen. Doch mir wurde geantwortet, das reiche nicht aus.
Soldat Torsten Klier

Kann ich für meine Verlobte und mich ein gemeinsames Hotelzimmer beanspruchen?
Unteroffizier Rudi Hechel

Aus Ihren Worten spricht der Wille, ein guter Soldat zu werden. Ich verstehe darunter einen militärischen Klassenkämpfer, der weiß, worum es geht und was dafür im Soldatenalltag zu tun ist. Wir sind uns sicher einig: Wenig ist dies keineswegs. Es erfordert einen hellen, wachen Kopf, Initiative, ausgeprägten Leistungswillen.
Kann man aber nun sagen, daß es reicht, nur sein Möglichstes zu tun?
Ich glaube nicht.
Denn es wäre dies eine Einschränkung, die allein vom Subjektiven ausgeht und es zum Maßstab erhebt. Die politisch-moralischen und militärischen Anforderungen des modernen Gefechts sind objektiver Natur. Aus ihnen ergeben sich beispielsweise auch die Normwerte in der Gefechtsausbildung. Der Achtertest ist Ihnen gewiß nichts Unbekanntes. Dabei ist die Mindestanforderung für den Handgranatenwurf mit 32 m angegeben; das Ziel der weiteren Ausbildung sind noch größere Weiten. Woraus resultieren sie? Nicht etwa aus einem willkürlichen Einfall, sondern aus den Notwendigkeiten des bewaffneten Kampfes. Wer meint, ihm genügten auch 20 oder 25 m, der würde spätestens beim ersten Wurf mit der scharfen Handgranate sein blaues Wunder erleben: Es könnte nämlich sein, daß die Wirkung nicht der Gegner zu spüren bekommt, sondern er selbst. Ähnlich ist es auf anderen Gebieten. Nehmen wir nur das Anlegen der Schutzbekleidung. Wirklicher Schutz ist nur gewährleistet, wenn sie in einer ganz bestimmten, kurzen Zeit nach dem Kernwaffenschlag angelegt wird. Die Beispiele ließen sich fortsetzen.
Folglich kommt es nicht darauf an, was ich für ausreichend erachte, sondern auf die objektive Notwendigkeit. Die Härte der Gefechtsausbildung und der Normen wird von der Härte des modernen Gefechts bestimmt. Dem Festsetzen der Normen sind wissenschaftliche Untersuchungen vorausgegangen, darin sind eingeschlossen die Kriegserfahrungen der kampferprobten Sowjetarmee, ihnen liegen die Erkenntnisse über den Charakter des modernen Krieges zugrunde. Eben deshalb sind sie auch nicht unabänderlich oder ein für allemal gegeben, sondern werden ständig neuen Prüfungen unterzogen und entsprechend den Erfordernissen verändert. Was heute noch als ausreichend gilt, kann morgen überholt sein. Für Sie, für mich, für uns alle, die wir als militärische Klassenkämpfer dem Sozialismus dienen, kann es logischerweise nur ein Motto geben: Stets auf der Höhe der Zeit zu sein, sich nicht mit dem einmal Erreichten zufrieden zu geben und als Elle die objektiven Notwendigkeiten des Gefechts zu nehmen. Ihnen und Ihrem Kampfkollektiv viel Erfolg dabei!

★

Dem Brief an mich, das gemeinsame Hotelzimmer betreffend, ging ein Brief Ihrer Verlobten voraus. Darin kündigte sie einen Wochenendbesuch in Ihrer Garnisonstadt an. Verständlich, daß Sie sich darauf freuen. Und von Ihrem Kommandeur haben Sie auch schon erfahren, daß einem Verlassen der Kaserne bis zum Sonntagabend nichts im Wege stünde. Nun aber geht es darum, ob Sie und Ihre Verlobte im Hotel ein Doppelzimmer beanspruchen können. Ein anderer Genosse, mit dem Sie sprachen, erzählte, daß er in ähnlicher Lage schon mal abgewiesen worden wäre.
Auch wenn das geschehen ist, so war es dennoch nicht rechtens. Im Hintergrund einer solchen Weigerung steht meist die Sorge um die Moral der Gäste und den Ruf des Hauses. Zweifelsohne spielt die sozialistische Moral als ein Grundprinzip unseres Zivilrechtes eine gewichtige Rolle. Das kann auch gar nicht anders sein, denn das Zivilrecht hilft mit, die Normen der sozialistischen Moral im Handeln der Bürger und Betriebe durchzusetzen. Folglich ist jeder verpflichtet, sich sowohl bei der Vorbereitung und Begründung als auch der inhaltlichen Gestaltung und Erfüllung zivilrechtlicher Beziehungen von den Grundsätzen der sozialistischen Moral leiten zu lassen. Jedoch kann es nicht Angelegenheit einer Beherbergungsstätte sein, darüber zu urteilen und zu entscheiden, ob es unmoralisch ist, wenn Unverheiratete ein gemeinsames Zweibettzimmer wünschen. Kein Hotel ist berechtigt, den Gästen vorzuschreiben, getrennte Einzelzimmer zu nehmen. Nach §§ 8, 10 und 12 des Zivilgesetzbuches ist es vielmehr auch in diesen Fällen verpflichtet, Zimmer im Rahmen seiner Möglichkeiten entsprechend den Wünschen der Gäste zu vergeben. Allerdings müssen Sie und Ihre Verlobte dann getrennte Meldescheine, für jede Person einen, ausfüllen.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Wiesen voll Gelb und Rot

Ja, das wäre jetzt was – auf einer solchen Wiese liegen, nichts als Vogelsang und Blumenduft um sich herum... Aber die Gewißheit, daß dieses Glück auch euch frühestens beim nächsten Ausgang oder am Wochenende blüht, mag mich über meine Wiesensehnsucht hinwegtrösten.
Drauf gekommen bin ich, als ich die Geschichte des Mädchens Petra las; da spielt eine Wiese voll Gelb und Rot eine gewissermaßen alles entscheidende Rolle. Diese Petra wird euch wie mir von der ersten Seite an sympathisch sein. Sie will es ganz gescheit anfangen mit ihrem Leben. Und was die Liebe angeht – da stirbt sie nicht gerade an Herzdrücken, weiß aber ziemlich genau, was sie will und wen sie will. Klaus will sie. Sie wollen sich beide. Aber jung, dumm und trotzig, wie sie sind, kriegen sie es prima kaputt. Nun pfeift Petra auch auf ihren Studienplatz. In einer Spielzeugfabrik den Teddys die Augen hineindrehen, ist nun ihre Erfüllung. Dort verliebt sie sich in eine junge Frau. Sie ist glücklich dabei, bis jene sie wegschickt. Wieder ist ein Mann da, Jürgen, den sie nicht lieben kann, auf dessen Kind sie sich aber freut. Da erfährt sie, daß Klaus im Gefängnis ist – Widerstand gegen die Staatsgewalt, Nervensache von Sekunden. Dieser Donnerschlag reißt sie hoch, sie will zu ihm, den sie im Grunde immer geliebt hat. Nach einer schlimmen Auseinandersetzung mit Jürgen, der verbissen um sie und das Baby kämpft, muß der Rettungswagen herbei, und er kommt zu spät – sie verliert das Kind. Petra erzählt ihre Geschichte einem, der angehalten und sie mitgenommen hat in die Stadt, zum ersten Besuch in der Strafanstalt. „Ich fange mit dem Anfang an", heißt die Geschichte. Die heitere Leichtigkeit, mit der Helfried Schreiter sie erzählt, läßt sein enormes psychologisches Geschick bescheiden zurücktreten. Mir hat's richtig wohlgetan, jemandem zu folgen, der so gesund und ermutigend über die Dinge des Lebens spricht. Unsere Illustration entnahmen wir dem im Verlag Neues Leben Berlin erschienenen Band.
Es ist schon so eine Sache mit der Liebe; manch einen bringt sie gar zum Gedichteschreiben. Ich kann nur jedem raten, der mit seinem übervollen Herzen nicht weiß, wohin: Probier' es! Es macht gar nichts, wenn die Verse zuerst ein wenig holpern. Übrigens müssen Gedichte sich nicht unbedingt reimen. Beweis: die sehr schönen Prosagedichte von Ulrich Berkes. „Ikarus über der Stadt" heißt eine Auswahl davon, die der Aufbau-Verlag in seiner Reihe Edition Neue Texte vorlegt.
Man schlägt ein Buch auf und ist schon beteiligt an einem Schicksal. Begleiten wir eine junge Frau ein Stück ihres Lebensweges. Als sie nichts mehr ertragen kann, drückt Renate Lindner ab und erschießt den SS-Obersturmführer Hagen, den Henker von Bromberg – ihren Verlobten. Kein Mord, nur herangereifte Notwendigkeit für sie. Aber sie muß weg aus der kleinen polnischen Stadt, die Faschisten sind ihr auf den Fersen. Sie muß nicht nur fliehen, sie muß eine ganz andere werden. Der neue Paß, der neue Name machen noch kein neues Leben; aus einer erstklassigen deutschen Sekretärin wird nicht über Nacht eine polnische Landarbeiterin. Als solche aber muß sie untertauchen, will sie überleben. Einfache polnische Leute retten sie vor dem Erfrieren; sie faßt Mut, und mit der Hilfe fortschrittlicher Menschen wagt sie den großen Schritt ins andere Ich. Ein bewegendes Menschenleben und ein Stück erlebter Geschichte breitet Ursula Wiebach mit ihrem Buch „Die Legende der Renate Lindner" vor uns aus (Militärverlag der DDR).
Phantastische Erzählungen oder Science Fiction, wie man modisch sagt, erfreuen sich heftigen Zuspruchs bei Lesern aller Altersklassen, weiß ich doch alles. Drum für die Fans ein Leckerbissen: „Der illustrierte Mann", Erzählungen von Ray Bradbury. Das Werk dieses Amerikaners wird in der ganzen Welt gedruckt und gehört zum Feinsten des Genres. Es gibt Geschichten, die fangen so an: „Der erste Stoß schnitt die Seite des Raumschiffs wie mit einem riesigen Büchsenöffner auf." Oder: „Kapitän Hart stand an der geöffneten Luftschleuse des Raumschiffes." Aber auch so: „Was würdest du tun, wenn du wüßtest, daß heute die letzte Nacht der Welt anbricht?" Spannend sind sie alle, und meisterlich erzählt, manche satirisch, manche gruselig. Fragt mal nach diesem Buch aus dem Verlag Das Neue Berlin. Dem gleichen Hause danken wir einen Band mit Kriminalerzählungen aus der Feder von DDR-Autoren. Reißer sind das nicht, und es werden auch keine Supergangster gejagt. Dies sind Geschichten, in denen das Detail fein beobachtet wird, anscheinend Unbedeutendes plötzlich im scharfen Lichte steht, in denen schließlich Psychologie und Abenteuerlichkeit verwoben sind zu spannender

Lektüre über Menschen in außergewöhnlichen Situationen. „Verhör ohne Auftrag", so der Titel des Buches, in dem – euch sei's verraten – sogar ein Doppelmord drin ist.
Volk und Welt präsentiert uns „Ein ganz normales Leben". Dieser Roman des sowjetischen Autors Arnold Kaschtanow erlaubt Einblicke ins Leben der Gießereiingenieurin Tonja, die sich mit Produktionsschwierigkeiten, Konflikten im Arbeitsbereich und einer handfesten Ehekrise herumschlägt.
Mir gefiel das Buch, weil die Handlung eng an den Menschen bleibt, weil unsentimental und ehrlich erzählt wird auch über Unangenehmes, ja Peinliches und Schmerzliches im Leben der Handelnden.
So, jetzt höre ich mir noch in aller Ruhe die lautstarke, nagelneue Puhdys-„Perlenfischer"-Platte an (Amiga 855576). Jene, die es 'raus in Wald und Flur zieht oder auf eingangs beschriebene Wiesen, sollten wissen: „Der Wind gehört zum Wandern". Das ist, auf Amiga 845 143, eine Auswahl schöner Wanderlieder, allerdings nicht auf Postengang zu singen.
Nun wünsche ich euch sonnige Tage und den ganz Glücklichen einen schönen Urlaub. Und ihr, denen es munter unterm Stahlhelm hervorperlt, möget bedenken: Kopfjucken ist noch keine Gehirntätigkeit. In diesem Sinne tschüß



Illustration: Wolfgang Würfel

So einfach ist das im Märchen. Der edle Ritter stülpt sich die Tarnkappe über – meist das Geschenk einer Fee oder eines Zauberers –, und schon ist er samt Roß und Schild unsichtbar. Was aber macht der Soldat? Hat er eine Tarnkappe? In der persönlichen Ausrüstung natürlich nicht, aber tarnen kann auch er sich. Eine Methode ist das Anlegen von Nebel- oder Rauchwänden.

Tarnkappe

Unter ihrem Schutz können Angriffshandlungen beginnen, überraschende Schläge geführt werden. Dem Gegner wird dabei gezieltes Feuer unmöglich gemacht, seinen Beobachtern die Sicht genommen. Nebel und Rauch bieten nach wie vor viele Möglichkeiten der Tarnung sowie des Schutzes der Truppen.

Die Kunst des Nebelns ist alt. Eigentlich stand der Rauch, künstlich erzeugt durch Verbrennen feuchten Grases und anderer Stoffe, zuerst im Gebrauch bei kriegerischen Auseinandersetzungen. Hinter diesem weißen oder schwarzen Vorhang, abhängig vom Verbrennungsmaterial, verschanzten sich schon in grauer Vorzeit die Kämpfer, um überraschend hervorzubrechen. Wind und Wetter entschieden oftmals über die Ausbreitungsrichtung und damit auch über den Erfolg der Aktion. Mit dem Aufkommen des Schießpulvers waren alle Gefechte von riesigen Wolken Pulverrauches begleitet. Dieser unbeabsichtigt erzeugte künstliche Vorhang beeinträchtigte die Kampfhandlungen mitunter recht stark. Dem Feldherrn wurde das Beobachten des Schlachtverlaufs vom „Feldherrnhügel" aus verwehrt, und die Parteien erkannten sich oft nicht mehr. Die Folge war der Abbruch des Kampfes.

Was dem einen sin Ul, ist dem andern sin Nachtigall. Das war anno dunnemals ebenso bekannt wie uns heute. Behinderte einerseits der Rauch, so konnte er natürlich auch nützen. Die Geschichte weiß von manchem erfolgreichen Rauchmitteleinsatz zu berichten. Der Schwedenkönig Karl XII. verdankte im Jahre 1700 einer künstlichen Nebelwand den erfolgreichen Übergang über die westliche Dwina, und mancher Sturm auf Festungen wurde mit Rauch und Nebel eingeleitet. Findige Köpfe stellten aus Leinwandstreifen, die mit Teer, Asphalt, Salpeterlösung und ähnlichen „Pechen" bestrichen waren, Brandkörper her, die stark qualmten, den Verteidigern die Sicht nahmen und „die Augen ätzten".

Dieser kleine Exkurs in die ferne Geschichte soll genügen. Planmäßig, zielgerichtet und mit industriell gefertigten Mitteln begann der Einsatz von künstlichem Rauch und Nebel im ersten Weltkrieg. Genebelt wurde, um den Gegner über die eigenen Angriffshandlungen und -richtungen zu täuschen, den Ausbau der Stellungen sowie andere Absichten im Frontgebiet zu verschleiern. Ein weiteres Ziel war das Blenden der Artilleriebeobachter. Damit konnte oft entscheidend die Wirkung eines Artillerieschlages gemindert wer-





Nebel

den. Besonders gefährlich erwies sich die Anwendung von Rauch und Nebel, wenn sie mit Giftgasen vermischt waren. Einfache Nebelwände legte man auch zu Täuschungszwecken, um den Gegner zu zwingen, unter der Gasmaske zu handeln. Immerhin konnte man damals nicht gleich zwischen ungefährlichem Nebel und Gas unterscheiden.

Die Nebelstoffe bestanden aus unterschiedlichen chemischen Verbindungen. Phosphor, Chlorsulfonsäuremischungen, Schwefeltrioxid oder die sogenannte Bergermischung aus Tetrachlorkohlenstoff, Zinkstaub, Natriumchlorat, Ammoniumchlorit und Kieselgur waren am meisten verbreitet. Als „Waffenträger" dieser Nebelmittel erwies sich die Artillerie am besten geeignet. Sie verschoß spezielle Nebelgranaten, Nebelkerzen und -minen.

Die Erfahrungen des ersten Weltkrieges führten zu intensiven Forschungen auf dem Gebiet der Nebelmittel. Ihre Ergebnisse fanden ihren Niederschlag in den Kampfhandlungen des zweiten Weltkrieges. Alle Teilstreitkräfte verwendeten in großem Umfang künstlichen Nebel.

In den Vordergrund rückten zunächst die Luftstreitkräfte. Mit speziellen Absprühgeräten ausgerüstet, erzeugten Flugzeuge ausgedehnte Nebelwände. Abgeworfene Nebelbomben und -kanister nebelten weite Flächen an gefährdeten Frontabschnitten ein.

Mit zunehmender Ausweitung der Kampfhandlungen der Landstreitkräfte, bei Flußüberwindungen, in Stellungskämpfen, nahm auch der Nebeleinsatz zu. Die sowjetischen Streitkräfte tarnten während des Großen Vaterländischen Krieges 561 kriegswichtige Objekte durch künstlichen Nebel. Allein im Jahre 1944 kamen 2200 Tonnen Nebelmittel zur Anwendung. Ein Beispiel besonderer Art soll noch erwähnt werden: Als die sowjetischen Truppen bei ihrem Vormarsch nach Westen den Dnjepr forcierten, mußten sie der Nebeltarnung viel Augenmerk schenken. Die faschistische Seite wußte um die stra-





tegische Bedeutung dieser Angriffshandlung und konzentrierte starke Fliegerkräfte zur Störung. 2300 Einsätze flogen die faschistischen Bomberstaffeln auf die Dnjeprübergänge – und erzielten nur sechs Volltreffer. Alle anderen Angriffe gingen dank der dichten Nebelwände ins Leere. Während der Berliner Operation im Frühjahr 1945 wurde zur Tarnung der Hauptstoßrichtung die größte Masse Nebelmittel in der Kriegsgeschichte zur Anwendung gebracht. 600 km Front lagen hinter Nebelschleiern. Unter ihrem Schutz forcierten die sowjetischen Verbände die Oder, die Neiße und die Spree.

Die Entwicklung der Nebelstoffe ging weiter. Die lokalen Kriege der Imperialisten nach dem zweiten Weltkrieg, die Vietnamaggression und der Nahost-Konflikt zeigten, daß Rauch und Nebel nicht aus den Arsenalen der Armeen verschwunden sind. Im Gegenteil. Neue und leistungsfähigere, d.h. langlebigere und sich schnell ausbreitende Nebelstoffe, wurden geschaffen. Die Infrarot-Technik, das Feldfernsehen, Laser und andere moderne technische Mittel förderten die Entwicklung neuartiger Stoffe zum Blenden, Tarnen und zum Schutz der Truppen. Die klassischen Methoden des Nebelns mußten notgedrungen verfeinert werden.

Eine völlig neue Form entstand mit dem Aufkommen der Raketen-Kernwaffe. Experimente haben ergeben, daß jeder undurchsichtige Schutzschirm, der zwischen der Kernwaffendetonation als Lichtquelle und der Gefechtsordnung der Truppen aufgebaut wird, einen vorzüglichen Schutz vor der durchdringenden Lichtstrahlung (Blenden) und der Hitzewelle (Verbrennung) bietet. Mit zunehmender Entwicklung der chemischen Waffe in den USA und anderen NATO-Ländern entstand eine neue Art Nebel, die Kampfnebel. Sie enthalten chemische, radioaktive oder biologische Stoffe, die stark gesundheitsschädigend auf den menschlichen Organismus wirken. Diese Nebel sind, trotz der vor allem durch Initiative der UdSSR weltweit erhobenen Forderungen nach Ächtung, die Fortsetzung der verbrecherischen „Gasnebel" des ersten Weltkrieges auf höherer Ebene.

„DDT-Nebel" zur Vernichtung biologischer Kampfmittel bzw. zur Entgiftung von Geländeabschnitten, die von chemischen Mitteln befallen wurden.

Auch die rasche Fortsetzung der modernen Militärtechnik hatte Einfluß auf die Nebelmittel unserer Tage. Allein die enorm zugenommene Geschwindigkeit moderner Kampfflugzeuge erfordert Nebelstoffe, die sich in Sekundenschnelle ausbreiten und so bestimmte Objekte tarnen.

Die Zunahme technischer Aufklärungsmittel verlangt eine bedeutende Erhöhung des Verbrauchs an Nebelstoffen sowie den Nachteinsatz dieser Tarnungsmethode. Die Kunst des Nebelns ist zur Wissenschaft geworden. Das wird erhärtet durch meteorologische Probleme, durch die Geländebeschaffenheit und -bewachsung, durch schnell wechselnde Gefechtsbedingungen.

Die Frage steht damit an: Welche nebelbildenden Stoffe sind heute „gängig"?

Die Antwort darauf lautet kurz

Abschuß



nach 8 Sekunden



nach 4 Sekunden



Neben dem Einsatz spezieller Nebel entstehen im Gefecht auch noch die Begleitnebel in Form von staub- und rauchhaltiger Luft. Sie werden hervorgerufen durch Artillerieschläge, Bombenangriffe und Kolonnen (Fotos links). Eine Möglichkeit, zusätzlich sichtbehindernden Nebel zu erzeugen, ist das Einspritzen von Treibstoff in den Auspuff der Gefechtsfahrzeuge (oben). Ein Beispiel moderner Nebelmittel und ihrer schnellen Wirkung zeigen die Bilder unten.

und knapp: Die neutralen Nebel, die Kombinationsnebel und die Signalnebel. In diesen Gruppen finden wir nach wie vor noch Veteranen wie Phosphor, Schwefeltrioxid, rauchende Schwefelsäure, Titantetra und viele andere. Völlig neue Eigenschaften haben Ölnebel, erzeugt auf der Basis von Erdölprodukten, sowie Kunststoffnebel, hergestellt aus Polyutheranen, Phenolformaldehyden und Epoxidharzen. Diese Stoffe schaffen weiße bis schwarze Nebelwände.

Um Signale übermitteln zu können, müssen die Nebel farbig sein. So wird Rot mit Paranitranilinrot, Orange mit Chripiodin orange und Blau mit Methylen- oder Sudanblau erzeugt.

Die Geräte und Mittel der Nebelerzeugung sind sehr variantenreich. Von der einfachen Nebelhandgranate bis zu den komplizierten Absprühgeräten der Flugzeuge reicht die Palette. Die kleinen Nebelhandgranaten schaffen Nebelfahnen von 20 bis 30 m Länge bei einer Dauer von 60 Sekunden. Größere Nebelkörper (Masse sechs bis zehn Kilogramm) erzeugen einen intensiven Nebel, der acht bis zehn Minuten bei 50 bis 100 m Länge „steht". Nebelsprüh- oder Zerstäubergeräte werden bei den Land-, See- und Luftstreitkräften verwendet. Sie versprühen Nebelsäure oder Schwefeltrioxid. Das ist ein sehr billiges Verfahren, das Nebelwände für den Zeitraum zwischen fünf und 30 Minuten erzeugt. Tornister- und fahrbare Nebelgeräte, Nebelmaschinen und -fahrzeuge sowie die Faßnebelgeräte vervollständigen die Aufzählung. Bei allen diesen Geräten ist der Sprühvorgang technisch einfach. Der nebelbildende Stoff wird aus seinem Behälter über einen schwenkbaren Zerstäuber durch Druck in die Atmosphäre gesprüht.

Öl- und Kunststoff-Nebelgeneratoren beruhen in ihrem technischen Prinzip darauf, daß die Erdölprodukte oder Kunststoffe in einem heißen, sich schnell bewegenden Gasstrom verdampft werden und nach dem Ausstoß kondensieren. Die so erzeugten Nebelwände erreichen Tiefen bis zu 1 000 m und Breiten bis zu 100 m. Nach wie vor verwendet die Artillerie Nebelgranaten. Eine solche Granate reicht für einen Vorhang von 20 bis 50 m Länge. Nebelbomben verbreiten in Windrichtung einen Nebelstreifen von einem Kilometer Länge. Flugzeugabsprühgeräte können Nebelwände von 900 m Länge schaffen, die sich über 15 Minuten halten.

Wie die Geschichte beweist, wuchs die Bedeutung des militärischen Nebels unaufhörlich, und auch unter den modernen Bedingungen des Krieges wird dieser Tarn- und Schutzmethode weiterhin viel Wert beigemessen. Dennoch bleibt die Frage: Gibt es eine absolute „Tarnkappe"?

Die physikalische Erscheinungsform des Nebels gibt darauf die Antwort. Nebel und Rauch sind Aerosole, also kleinste Teilchen von Stoffen, die in der Luft verteilt sind. Sie bewirken eine Reflexion an ihrer Oberfläche und somit eine Streuung des Lichtes, eine Lichtbrechung in den Teilchen, die man Defraktion nennt. Keiner dieser Prozesse kann hundertprozentig wirken. Befindet sich zwischen dem Beobachter (Aufklärer) und dem beobachteten Gegenstand (Panzer oder andere Waffe) eine Nebelwand, so wird durch die physikalischen Eigenschaften des Nebels der Kontrast zwischen Objekt und Hintergrund verringert. Je mehr Licht der Nebelvorhang also zerstreut, desto heller wird er selbst und um so geringer wird die Sichtbarkeit des Objekts. Man bemüht sich deshalb Tarnnebel zu erzeugen, die sehr hell sind. Alles in allem: Nebelwände jeglicher Art sind noch immer aktuell.

Major E. Schmidt
Fotos: Gebauer/Uhlenhut, Tessmer, TASS, Bersch, Repro mt

Stets gilt es zu erforschen, ob der Nebel mit Kampfstoffen kombiniert ist. Die Aufklärer prüfen die Situation (rechts). Wenn solche Fälle auftreten, wird unter Schutzmaske gekämpft.





Sorgen auch in Kirschau

In AR 3/78 habt Ihr zu der Frage des Genossen Burkert von der KAP Tützpatz eine interessante Stellungnahme von Oberst Freitag (S. 3) veröffentlicht. Auch ich muß sagen, daß es leider öfter vorkommt, daß Briefe und Betriebszeitungen und auch liebevoll gepackte Pakete an die Armeeangehörigen mit dem Vermerk zurückkommen: „Versetzt. Neue Anschrift unbekannt!" Ich glaube, das ist nicht zu verantworten. Den Betriebsangehörigen in Uniform wird dadurch die Freude und Überraschung genommen, andererseits fallen beispielsweise wertvolle Lebensmittel dem Verderb anheim; zugleich ist das eine Verschwendung finanzieller Mittel aus dem Kultur- und Sozialfonds. Das Ministerium für Nationale Verteidigung sollte alle Kommandeure energisch auf die Einhaltung der NVA-Postordnung hinweisen.
Hauptmann d. R. Richter, Leiter des Reservistenkollektivs im Betrieb V (Kirschau) des VEB Kombinat Landmaschinen „Fortschritt".



Sehr gut

... konnte ich den Beitrag über Fritz Schmenkel für eine Veranstaltung unserer FDJ-Gruppe gebrauchen. Die AR ist interessant und vielseitig. Ihr nehmt zu aktuellen Problemen eindeutig Stellung und bringt vielseitige Informationen.
Holger Schneiderat, Schwedt

Militärperson

Was versteht man unter einer Militärperson? Für mich war dieser Begriff, von dem ich jetzt hörte, neu.
Karin Rumpf, Jena

Nach den Rechtsvorschriften der DDR ist Militärperson, wer aktiven Wehrdienst, Wehrersatzdienst oder Reservistenwehrdienst leistet.

Autogramm-Adresse

Zu den besten Schlagersängern unserer Republik gehört für mich Jürgen Walter. Ich möchte gern ein Autogramm von ihm. Wohin muß ich schreiben?
Kerstin Wohlert, Strausberg

An Jürgen Walter, 1058 Berlin, Duncker-Str. 24



Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Waffenbrüder der Feder

Die AR berichtet doch viel aus den anderen sozialistischen Armeen. Mich interessiert, ob es in der Volksrepublik Bulgarien eine ähnliche Zeitschrift gibt.
Unterfeldwebel Rudi Breh

Das ist die Monatszeitschrift „Bulgarski woin" (Der bulgarische Soldat). Sie erscheint im Großformat mit 34 Seiten. Adresse der Redaktion: Sofia 1000, ul. „11. August", Nr. 6.



AR als Postillon d'amour

Ich lese die AR schon viele Jahre und finde sie interessant und vielseitig; man erfährt viel über die Armee. Besonders die Erzählungen sind aus dem Leben gegriffen, so daß man sich selbst hineinversetzen kann. Nun noch eine Bitte: Bitte spiele auch für mich den Postillon d'amour. Ich möchte mich gern mit einem Berufssoldaten schreiben. Mein Alter: 22 Jahre.
Petra Reutzsch, 7406 Wintersdorf, Wirtschaftsweg 6

Da kann man schon neidisch werden

Ich staune immer wieder, was mein Freund so von der Armee schreibt und erzählt – ich meine, was da so geboten wird. Mir ist es noch nie gelungen, in ein Konzert der Puhdys zu kommen. Aber in seinem Armee-Klubhaus waren sie neulich.
Auch schon die Stern-Combo-Meißen, bekannte Schlagersänger und so weiter. Ich könnte manchmal direkt platzen vor Neid.
Christine Müller, Jena

Anrede

Wie wird ein Soldat angeredet, der Major heißt?
Renè Kühn, Aschersleben

Ebenso wie alle anderen, also mit „Genosse" und Dienstgrad bzw. Familiennamen.

Dunkel ist der Rede Sinn

An die Redaktion. Ich würde gerne in Ihre Flaschenpost!
Peter Neuendorf, Lindenberg



Urteil und Bitte

In meiner Arbeit als FDJ-Sekretär hat mir die AR schon wirksam geholfen, z. B. bei der interessanten Gestaltung des FDJ-Studienjahres. Besonders auch für Mädchen ist es lohnenswert, sie zu lesen. Durch sie hat sich mein Verständnis für militärische Berufe gefestigt. Nun eine Bitte: Ich möchte gern mit einem Offiziersschüler in Briefwechsel treten.
Andrea Ebeling (17, 3014 Magdeburg, Langer Weg 26)

Mein Freund

... geht drei Jahre zur Armee und will Unteroffizier werden. Ich habe gehört, daß er deswegen früher einberufen wird.
Stimmt das?
Gudrun Meitzner, Berlin

Nein. Die Einberufung erfolgt zum gleichen Zeitpunkt wie für Soldaten im Grundwehrdienst.

Berufspost

Frank Siewert, 4271 Braunrode, Am Dorfberg 6 interessiert sich für die Landstreitkräfte der NVA und möchte sich deshalb gern mit einem Berufsunteroffizier der Aufklärer schreiben, Jörg Hoffmann aus 9294 Penig, Bach-Str. 19 hingegen mit einem Offizier der Funktechnischen Truppen.

Rücktitelwunsch

Mit gefällt sehr die Fernsehsendung PHON und die Moderatorin Barbara Liebig. Könnt Ihr sie nicht mal auf den Rücktitel bringen?
Obermatrose Harry Sohl

Können wir und tun wir – im nächsten Heft.

Liebe durch Briefe?

. . . ist das Thema der aktuellen Umfrage des Soldatenmagazins im August. Die Antworten? Lesen Sie selbst! Vom Gestern und Heute der sowjetischen Marineinfanterie berichten wir in einem großen Beitrag mit vielen Farbfotos. Die Waffensammlung macht den militärtechnisch interessierten Leser mit Funkmeßstationen bekannt. Wie die BRD-Militärs in der NATO immer höher klettern, belegt der militärpolitische Beitrag des Heftes. Die Folge zum 30. Jahrestag der DDR, „Was einem so in die Hand kommt", wird fortgesetzt. Wir unternahmen mit einem Pärchen aus Prag einen Bummel durch die Goldene Stadt und besuchten für unsere Leser eine sowjetische Fliegereinheit. Zwei Erzählungen aus dem Soldatenleben sowie ein Exkurs in die Philatelie gehören zum literarisch-kulturellen Teil der AR. Raumtrainer und Raketen aus dem Baukasten sind Beiträge zum Interkosmosprogramm. Auf dem Rücktitel: Barbara Liebig.

Kritisches

Manchen Soldaten wäre dringend anzuraten, sich in der Öffentlichkeit besser zu benehmen und nicht so viel zu trinken.
Carola Rietz, Leipzig



Einfach toll

. . . war das „Mini-Magazin" im Märzheft. An MM 8086, Kennwort Karin: Habe dieses Individuum gefunden. Schicke es per Post im Koffer ohne Deckel. Bitte um Finderlohn!
Christel Neudek, Vitense

Salami, Schnaps und andere Sachen?

Mein Verlobter und ich rechnen damit, daß er im Herbst einberufen wird. Es ist sicher verständlich, daß wir uns oft darüber unterhalten. Wir haben uns fest vorgenommen, zusammenzubleiben und glauben, daß wir es schaffen werden. Aber darum geht es mir jetzt nicht. Ich habe eine andere Frage, die mich bewegt. Von einigen Kolleginnen, deren Männer schon bei der Armee sind, weiß ich, daß sie ihnen häufig Pakete schicken. Manchmal in jeder Woche eins. Sie erzählen, daß sie eine Salami hineinpacken, Kuchen und Konserven, oft auch eine Flasche Schnaps. Das alles kostet eine ganze Menge Geld. Ich wäre dazu finanziell nicht in der Lage. Aber ich frage nicht nur deshalb. Ich bin mir nicht sicher, ob das Gutgemeinte nicht zu viel des Guten und überhaupt nötig ist. Mich würde sehr interessieren, ob die Soldaten über ihre Armee-Verpflegung hinaus überhaupt so viel brauchen. Deshalb fände ich es gut, wenn sich andere Leser der „Armee-Rundschau" dazu äußern würden. Ließe sich das von der Redaktion arrangieren?
Silke Lang, Cottbus

Wir wollen's versuchen und bitten hiermit um entsprechende Meinungen und Erfahrungen. Wer also will auf Silkes Fragen antworten? Nochmals unsere Adresse: Redaktion „Armee-Rundschau", 1055 Berlin, Postfach 46130

Kritisch, aber freundlich

Mit den „Katheterblüten" (AR 3/78, S. 57) seid Ihr schon in dichte Nähe zu Galettis Kathederblüten gelangt!
Obermaat K. H. Wenzel

Allerdings nicht absichtlich.

Zum Sommer

. . . wäre auch im Soldatenmagazin ein kleiner Nackedei mal ganz schön.
Soldat Guido König



Brief aus Shdanow

Meine Genossen und ich, wir beschäftigen uns schon seit 10 Jahren mit der Geschichte der strahlgetriebenen Kampffliegerkräfte der Welt, mit ihrer Entstehung und Entwicklung.
Die AR haben wir seit fünf Jahren abonniert. Ihre Fotos und Informationen waren uns eine wesentliche Hilfe.
A. Arnautow, Shdanow (UdSSR)

Nicht sehr viel Gutes

. . . hatte ich von Reservisten darüber gehört, wie manche Genossen des dritten Diensthalbjahres mit den neu Einberufenen umspringen. In meiner Einheit wurde ich jedoch angenehm enttäuscht. Besonders in den Gefreiten Harro Boldt und Uwe Sagisch habe ich zwei prima Kameraden gefunden, die mir die ersten Soldatenschritte sehr erleichtert haben. Sie haben schon viel Erfahrung, dünken sich aber nicht besser als wir, die wir im 1. Diensthalbjahr stehen. Mit ihrer Hilfe habe ich sowohl im Politunterricht als auch in der Gefechtsausbildung recht schnell gute Fortschritte gemacht. Jetzt unterstützen sie mich in meinem Bestreben, das Bestenabzeichen zu erringen.
Soldat Gernot Haase

BERUFSBILD



Kommandeure von Einheiten der chemischen Abwehr

Die Einheiten der chemischen Abwehr sind Spezialeinheiten, die Aufgaben zum Schutz der Truppen vor der Wirkung von Massenvernichtungsmitteln bei allen Gefechtshandlungen erfüllen. Außerdem versorgen sie die Truppen mit Spezialtechnik, Geräten und Mitteln des chemischen Dienstes. Nach ihren unterschiedlichen Aufgaben sind sie gegliedert in Einheiten für Kernstrahlungs- und chemische Aufklärung, für Spezialbehandlung, für Bekleidungsentgiftung, für Geländeentgiftung sowie in Laboreinheiten und Werkstätten. Der hier tätige Kommandeur leitet den gesamten politischen, militärischen und spezialfachlichen Erziehungs- und Ausbildungsprozeß in seiner Einheit. Er ist Berufsoffizier mit einer Mindestdienstzeit von 25 Jahren. Wer sich dafür bewerben will, muß gesellschaftspolitisch aktiv sein, den gesundheitlichen Anforderungen für den aktiven Wehrdienst entsprechen und mindestens den 10-Klassen-Abschluß haben. Er sollte bereits über militärpolitische Grundkenntnisse, eine vormilitärische Ausbildung und möglichst über eine Laufbahnausbildung bei der GST verfügen. Die Bewerbung ist an das zuständige Wehrkreiskommando zu richten. Die Heranbildung erfolgt an der Offiziershochschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann" in Löbau. Nach der Einberufung zum aktiven Wehrdienst als Offiziersschüler beginnt für Absolventen der EOS der Erwerb eines Facharbeiterabschlusses innerhalb eines Jahres, für Facharbeiter der Erwerb der Hochschulreife in einem einjährigen Lehrgang. Das Hochschulstudium dauert drei Jahre und umfaßt neben der gesellschaftswissenschaftlichen, militärischen, mathematisch-naturwissenschaftlichen und Fremdsprachen- die spezielle Ausbildung in Taktik des chemischen Dienstes, Militärphysik, Militärchemie, Militärmeteorologie, Kernstrahlungs- und chemische Aufklärungsgeräte, Technik des chemischen Dienstes (z. B. Spezialfahrzeuge und Entgiftungsanlagen). Bestandteil der Ausbildung sind Labor- und Truppenpraktika. Sie schließt außerdem die Vermittlung von Kenntnissen über die Besonderheiten des Einsatzes von Einheiten der chemischen Abwehr in den anderen Teilstreitkräften der NVA und in den Grenztruppen der DDR sowie über den Einsatz einer Kompanie der chemischen Abwehr ein. Nach erfolgreicher Ausbildung wird der Absolvent zum Leutnant ernannt und ist Offizier mit Hochschulausbildung. In der ersten Offiziersdienststellung wird er eingesetzt als Zugführer für Kernstrahlungs- und chemische Aufklärung, für Spezialbehandlung in der Kompanie der chemischen Abwehr oder für chemische Abwehr eines Truppenteils. Die Beförderung im Dienstgrad kann nach zwei Jahren zum Oberleutnant und nach weiteren drei Jahren zum Hauptmann erfolgen. Alle weiteren Auskünfte erteilen die Wehrkreiskommandos. Interessenten können auch über die „Armee-Rundschau" ein Informationsmaterial erhalten.

Wehrpflicht-Frage

Müssen eigentlich auch Staatenlose Wehrdienst in der NVA leisten?
Jens Jagow, Berlin

Staatenlose, die ihren ständigen Wohnsitz im Gebiet der DDR haben, können auf Anordnung des Nationalen Verteidigungsrates in die Wehrpflicht einbezogen werden.

Imponierend

Das neue Schulschiff der Volksmarine „Wilhelm Pieck", über das Ihr im Märzheft berichtet habt, ist außerordentlich imponierend. Eine bessere seepraktische Ausbildungsstätte kann es wohl kaum geben. Da muß es direkt Spaß machen, Offiziersschüler zu sein.
Walter Kemnitz, Meiningen

Zehn an der Zahl

Verfügt Großbritannien auch über Atom-U-Boote und wenn ja, wieviel sind es?
Unteroffizier Gerd Lohmann

Im Februar dieses Jahres wurde mit „HMS Scepter" das zehnte britische Atom-U-Boot in Dienst gestellt.

Die manipulierte Gesellschaft

Die unter diesem Sammelbegriff gesendeten Fernsehreportagen von Sabine Katins finde ich ausgezeichnet. Sie zeigen, daß weite Teile der BRD-Bevölkerung antikommunistisch verhetzt sind und uns in der Bundeswehr eine Aggressionsarmee gegenübersteht, der das Schlimmste zuzutrauen ist. Es gibt dort wohl keinen Soldaten, der nicht bereit wäre, alle Befehle des imperialistischen Herrschaftssystems zu befolgen. Diese Fernsehsendungen sind uns eine sehr gute Hilfe im Politunterricht und auch in den politischen Diskussionen auf den Stuben.
Unterleutnant Jens Weigel

Übrigens

... wollte ich Ihnen nur mitteilen, daß die AR eine neue Ehe gestiftet hat. Ich habe meinen Mann, er ist Berufsunteroffizier, dadurch kennengelernt, daß Sie meine Adresse veröffentlicht haben. Wir melden uns spätestens wieder, wenn Nachwuchs eingetroffen ist.
Helga Ahnelt, Rostock

Einen schönen Gruß

... an die Bibliothe-Karin des Soldatenmagazins. Wenn ich auch manches Buch, das sie empfohlen hat, nicht mehr erwerben konnte, so haben mir ihre Tips doch geholfen, zielstrebiger in Bibliotheken danach zu fragen. Bisher hat mich die Bibliothe-Karin noch nicht enttäuscht.
Soldat Rolf Jendrowski

Spaniens Streitkräfte

Wie stark ist eigentlich die spanische Armee?
Feldwebel Ronald Berger

Die Landstreitkräfte umfassen 258000, die Marine 47000 und die Luftwaffe 36000 Mann. 1976 betrugen die Militärausgaben 1,76 und 1977 über 2 Milliarden Dollar.

Bier nur zum „Herrengedeck"?

Ist es richtig, wenn eine Gaststätte nur dann Bier serviert, sofern man es mit Sekt – als „Herrengedeck" – bestellt? Mir ist das neulich passiert.
Soldat Roland Beuhs

Wenn Bier und Sekt zu dem für die Gaststätte festgelegten Grundsortiment gehören, dürfen sie nicht nur als „Herrengedeck" miteinander gekoppelt, sondern müssen auf Wunsch auch getrennt voneinander angeboten werden. Gehört Bier hingegen nicht zum Grundsortiment, bleibt es bei der Kombination als „Herrengedeck". Weitere Rechtsinformationen dazu finden Sie in der Broschüre „In Gaststätte und Hotel" aus der Reihe „Recht in unserer Zeit", herausgegeben vom Staatsverlag der DDR. Preis: 2,50 Mark



Soldatenpost

... wünschen sich: Elke Rüdiger, 8255 Nossen, Zellaer Str. 10 mit einem Berufssoldaten ab 24 Jahre – Siglinde Finsterbusch (19), 7241 Höfgen, Nr. 5 – Ines Gohlke, 312 Wanzleben, H.-Heine-Weg 16 – Andrea Hartmann (18), 50 Erfurt, Rathenaustr. 53 (Zi. 21) – Marion Hauser (17), 4251 Aseleben, LWH Zi. 53 – Irina Werner (18), 22 Greifswald, Vierower Wende 5 – Marlis Jurack (18), 50 Erfurt, Str. d. Völkerfreundschaft 28/84 – Ilona Reinfrank (17), 4251 Aseleben, LWH Zi. 51 – Sabine Endler (17), 836 Sebnitz, P.-Neruda-Str. 25 – Martina Seidel (18) und Carola Friedrich, beide 724 Grimma, Kreiskrankenhaus, K.-Kollwitz-Str. 2 – Birgit Renner (18), 7244 Mutzschen, Baderwiese 1 – Kerstin Hesse (18), 8512 Großröhrsdorf, Bauernsiedlung 3 – Birgit Schäfer (17), 8291 Möhrsdorf, Bergstr. 3 – Martina (18) und Veronika (21) Beyer, 53 Weimar, Wagnergasse 26 – Renate Kellner (18), 4251 Aseleben, LWH Zi. 53 – Gabriele Schneider (17), 8296 Oberlichtenau II, Liebknechtstr. 61 – Gisela Reimer (22 mit dreijährigem Sohn), 208 Neustrelitz, Rudower Str. 34 – Franziska Kaiser, 6902 Jena, K.-Marx-Allee 3/2/223– Silvia, Elke und Undine (alle 19), 7281 Hohenprießnitz, IfH SG 77 D, Zi. 72 – Martina Kürschner (18), 4372 Aken, Silberstr. 58 – Bärbel Schubert (18), 756 Guben, Lenin-Allee 112/5 – Heike Schäfer (18), 7246 Nerchau, Eisenbahnstr. 2 – Petra Holtfreter, 253 Diedrichshagen, Waldweg 1 – Sabine Mätzchen (18), 756 Guben, Lenin-Allee 112/5 – Edeltraut Trapp (19), 22 Greifswald, K.-Marx-Platz 7 – Roswitha Thormeyer (26, 2 Kinder), 324 Haldensleben, Köhlerstr. 45 – Martina Wöller (22), 5101 Kornhochheim – Christel Mordaß (20), 9416 Zschorlau, Talstr. 4 – Bettina Rudolph, 77 Hoyerswerda, Einsteinstr. 26.

Victoria Vincze

... sehen Sie, liebe AR-Leser, auf dem Rücktitelbild dieses Heftes. Victoria ist in der Ungarischen Volksrepublik zu Hause und eine der beliebtesten Schlagersängerinnen des Landes. Sie war unter anderem Preisträgerin des Festivals „Goldener Orpheus" 1976 und des „World-Song-Pop-Festivals" von Tokio.



Hiermit

... möchte ich meinen Bruder Harald grüßen, der seinen Ehrendienst bei den Grenztruppen der DDR leistet. Er möchte sich überlegen, ob es nicht eine gute Sache wäre, sich länger zu verpflichten – zumal er in seiner Einheit sehr gute Leistungen vollbringt. Einen weiteren Gruß an die Frauenhandballmannschaft der BSG Einheit Teterow.
Renate Uhlig, Groß-Wokern

Karabiner 38/44

In den ersten Jahren der NVA gehörte meines Wissens der Karabiner 38/44 zur Bewaffnung der mot. Schützen. Wie lange war das und welche taktisch-technischen Daten hatte er?
Stabsgefreiter W. Karl

Er wurde 1960 aus dem Bestand der NVA herausgenommen. Das Kaliber betrug 7,62 mm. Anfangsgeschwindigkeit: 820 m/s. Gewicht: 3,5/3,9 kg. Länge: 1020 mm (mit aufgepflanztem Seitengewehr 1330 mm). Praktische Feuergeschwindigkeit: 10 Schuß/min. Visierschußweite: 1000 m. Visier: Klappvisier und Korn.

Streifen-Kennzeichen

Woran erkennt man eine Militärstreife?
Achim Brennecke, Parchim

Die Angehörigen der Streife tragen am linken Oberarm eine rote Armbinde mit der weißen Beschriftung „Streife".



Vignetten: Klaus Arndt

Was ist

... das höchste Organ des Warschauer Vertrages?
Soldat M. Krotzek

Der Politische Beratende Ausschuß. Er berät alle wichtigen internationalen Fragen und trifft prinzipielle Entscheidungen zur abgestimmten Außen- und Sicherheitspolitik der Koalition. Auf der Grundlage seiner Beschlüsse führt das Vereinte Kommando die Streitkräfte des Warschauer Vertrages.

Suchanzeige

Gesucht wird die neue Anschrift von Herbert Malik aus Berlin, der bis 1978 die Offiziershochschule „Rosa Luxemburg" besuchte.
Marlies Gehlert, 99 Plauen, Liebigstr. 10







Man sagt, daß Regiekameramann Erich Prüfer mit seiner Kamera den Soldaten unter die Haut kriechen würde . . .







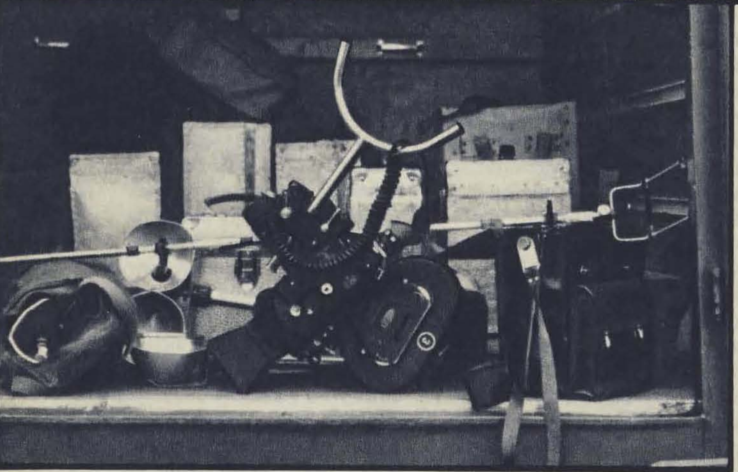
Wir wollten sie einmal kennenlernen, jene, die monatlich mit dem Film über aktuelles Geschehen in der Truppe berichten. Unsere erste Erfahrung dabei war, daß man sehr früh aufstehen muß, um ihnen auf die geschickten Finger schauen zu können.
Es war fünf Uhr morgens. Die Sonne hatte um diese Jahreszeit ihre Nase noch nicht über den Horizont gesteckt. In einem Flachbau auf dem Gelände des Erich-Weinert-Ensembles, in Berlin Biesdorf, regte es sich. Kleine glänzende Container, Holzkisten, Lederkoffer, Segeltuchbeutel, Kabel, Akkus und Stative wurden von eiligen Händen in einen Robur-Bus verladen. Es passierte Alltägliches: Ein Drehstab, im Auftrag der Armeefilmschau, zog ins „Feld". Leiter der Truppe war Regiekameramann Erich Prüfer. In seinem Notiz-

Die Leute von der Armeefilmschau

buch stand: „Panzerzug in der Verteidigung aus der Sicht einer Panzerbesatzung. Lehrvorführung über das Bergen von Verwundeten und beschädigter Kampftechnik. Vollständige Entaktivierung von Mensch und Technik." All das sollte so interessant wie möglich ins Bild (exakt: 24 Bilder in der Sekunde) gesetzt werden.
Nach drei Stunden Fahrt hatte der Robur-Bus uns an den Ort des Geschehens hingeschüttelt. Wir wurden bereits erwartet. Alles sollte so ablaufen wie geplant. Genosse Prüfer war erleichtert, denn überraschende Änderungen sind nicht die Ausnahme.
Die Genossen der Armeefilmschau wollen das Ungewöhnliche des Gewöhnlichen zeigen. Zum Beispiel wo sich die Kommunisten hervorragend bewähren, wie sich das Klassen- und Waffenbündnis mit der Sowjetarmee und den anderen Bruderarmeen entwickelt und wo es besondere Leistungen der Armeeangehörigen zur Erhöhung von Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft mit Hilfe des sozialistischen Wettbewerbs gibt. Und auch das geistig-kulturelle Leben, die Rolle des Sports in den Streitkräften – all das soll hautnah auf den Filmstreifen gebannt werden.
Maxime von Oberstleutnant Wolfgang Scheibe, Dramaturg der Armeefilmschau: „Nicht das große Pathos überzeugt, sondern das reale Geschehen aus neuer und mitunter auch kritischer Sicht." Oberstleutnant Scheibe und Genosse Prüfer sind die beiden einzigen „Hauptamtlichen" der Armeefilmschau. Alle anderen, die unbedingt noch für die Filmerei gebraucht werden, zum Beispiel Tonmeister, Beleuchter, zusätzliche Kameramänner und deren Assistenten, werden „geliehen". Das heißt, sie kommen vom Mitarbeiterstab des Armeefilmstudios – dem „Gesamtfilmbetrieb" der NVA.
Zehn Minuten etwa flimmert die Armeefilmschau in den Spielstellen der NVA und der Grenztruppen der DDR jeweils vor dem Hauptfilm. Im Oktober wird es die 200. sein. Für diese zehn Minuten im Monat wird hart gearbeitet. In E. konnten wir das auf dem Gefechtsfeld erleben.
Panzer rollten in einer dicken Staubwolke über das Gelände. Als die Sicht wieder einigermaßen klar war, sah man Erich Prüfer in enormer Geschwindigkeit, die siebeneinhalb Kilogramm schwere Kamera geschultert, zu einem neuen



Vor dem endgültigen Schnitt die Grobmusterung durch Dramaturg der Armeefilmschau Oberstleutnant Wolfgang Scheibe und Chefschnittmeisterin Barbara Anderssohn. Dem voraus ging die Mühe von Genossen Erich Prüfer und Tonmeister Lothar Kampf, das Soldatenleben mit Bild und Ton einzufangen...



Standpunkt rennen. Erst als er die Kassette wechseln mußte, ließ die Spannung in seinem Gesicht nach. Die Kolonnenfahrt der Panzer schien er im „Kasten" zu haben.
Nächste Einstellung: Laden und Schuß mit der Panzerkanone. Eng ist schon nicht mehr das richtige Adjektiv für das Innere eines Panzers. Man muß schon „sehr" davor setzen. Erich Prüfer zwängte sich mit Lampen, Akkus und der Kamera hinein, krümmte sich wie ein Fragezeichen, schnallte seinen ohnehin schon engen Gürtel noch mehr zusammen, um genügend Raum zu haben. Der Zuschauer soll miterleben können, was vor, während und nach dem Schuß passiert. Aber auch der Ton sollte live sein. Deshalb kroch Tonmeister Lothar Kampf auf den Fahrersitz und schob sein Mikrofon wie eine Angel in den günstigsten Schallbereich. Zielansprache. Laden. Richten. Feuerkommando. Feuer. Erich Prüfer war noch nicht zufrieden. Noch einmal dasselbe. Wiederholungen sind kein Spleen der Filmleute. Es ist ihr Ehrgeiz, alles so zu zeigen, wie es ist und darüber hinaus, wie sich etwas weiterentwickeln könnte.
Diese besondere Form der Publizistik hat inzwischen schon Tradition. Vorbilder sind die sowjetischen Frontkameramänner, wie zum Beispiel Michail Romm. Und es gibt kein größeres militärisches Ereignis, wo nicht die Genossen des Armeefilmstudios und auch der Armeefilmschau mit ihren Kameras auftauchen. Regiekameramann Erich Prüfer hat bisher etwa 1 640000 Filmmeter belichtet. Er filmte aus der MiG-15, 17, 19 und 21, aus allen Hubschraubertypen der NVA, und er kennt jede





Variante unserer Boote und Schiffe der Volksmarine. Seine Seefestigkeit stellte er oft unter Beweis. Mit dem Fliegen war es schon komplizierter. Da rebellierte der Magen mehrmals. Die Aufgabe litt darunter nicht.
32 Meter unter Wasser im Taucheranzug und mit Unterwasserkamera verfolgte Erich Prüfer Taucher der Volksmarine. Er fordert von sich viel und ist dabei sehr bescheiden. Das wichtigste für ihn ist, daß der Auftrag erfüllt wird. „Ich bin unfroh, wenn ich dasitzen muß und nichts tue." Hitze, Kälte, kilometerlange Fußmärsche im Gelände oder stürmische See, das sind normale Arbeitsbedingungen für die Genossen der Armeefilmschau und des gesamten Studios.
Es ist also kein geruhsames Künstlerdasein. Neben Fleiß und gutem Willen haben alle Genossen, auch die „geliehenen", etwas sehr Wertvolles in dem ohnehin schon umfangreichen Gepäck, wenn sie auf Reisen gehen: Sie waren Soldat, Unteroffizier oder Offizier. Und da sie ja nichts zum Wegschmeißen drehen wollen, wird alles äußerst kompliziert, wenn in der Truppe zum Beispiel die Anzugsordnung nicht stimmt, Sicherheitsbestimmungen verletzt werden oder taktisches Verhalten der Soldaten fehlt. Im Film ist die Retusche schlecht möglich. Genosse Prüfer jedenfalls dreht nicht eher, bis alles stimmt. Und da hat er seine Erfahrungen. Filmen unter diesen Bedingungen ist etwas ganz anderes, als man es vielleicht vom Spielfilm her kennt. Etwa so, daß Regisseur und auch Kameramann beneidenswerte „Chefs" sind. Sicherlich hinkt dieser Vergleich. Die aktuelle Berichterstattung, ob nun mit Film, Fernsehen oder der Zeitung, hat ihre besonderen Bedingungen und teilweise auch Tücken.
Konnte zum Beispiel Genosse Prüfer beim Filmen der Panzerbesatzung noch einiges wiederholen, so ist das während einer Übung oder Protokollveranstaltung nicht möglich.
Es war mal zu Wahlen in unserer Republik, und Erich Prüfer hatte den Auftrag, die Wahl einer hohen militärischen Persönlichkeit im Film festzuhalten. Die Aufnahmetechnik war x-mal überprüft worden und scheinbar tip-top in Ordnung. Besagter Genosse kommt freundlich an einem sehr freundlichen Sommertag zum Wahllokal. Blende, Brennweite – alles war genau eingestellt. Genosse Prüfer brauchte nur noch den Kameramotor einzuschalten. Und er tat das auch flugs im richtigen Moment. Die hohe Persönlichkeit ging eine Treppe hinauf, und noch ehe sie die Tür erreichte, setzte die Kamera aus und ein paar Qualmwolken kräuselten sich über dem Gerät. Erich Prüfer sah schon die unerquicklichen Folgen dieser Panne. Fest Geplantes und auch Wichtiges war im Eimer. Und nun geschah das Unfaßbare für Genossen Prüfer. Der zu filmende Wähler machte an der Tür kehrt, etwa so, als ob er sich geirrt hätte und ging zu einem anderen Eingang. Der war jedoch auch nicht der richtige. Durch den beflissenen Wahlleiter wurde er wieder zu der gleichen Tür gewiesen, wo der deprimierte Erich Prüfer mit seiner qualmenden Kamera stand. Was tut man, wenn sich nun ein Vorgang unerwartet wiederholt? Genosse Prüfer riß die Kamera hoch – und siehe da, sie surrte mit beruhigendem Ton. Die Reportage war gerettet.
Zwölf Tage im Monat etwa sind die Genossen der Armeefilmschau in der Truppe. Das belichtete Filmmaterial wird im Kopierwerk des Armeefilmstudios entwickelt und gelangt dann auf den Tisch von Oberstleutnant Scheibe. Läßt es sich zeitlich ermöglichen, dann machen der Kameramann und Oberstleutnant Scheibe die Grobmusterung gemeinsam. Das heißt nichts anderes, als daß eine Vorauswahl getroffen wird, was in Frage kommt und was nicht. Dabei assistiert auch schon die jeweilige Schnittmeisterin. Letztere sind erfahrene Genossinnen, die in der Armee und den Grenztruppen sehr gut Bescheid wissen. Nach der Grobmusterung ist alles noch viel zu lang und zu „eckig". Jetzt beginnt die Kunstfertigkeit der Schnittmeisterin. Sie vermag mitunter, sich lahm bewegenden Soldaten zu einer schnelleren Gangart im Film zu verhelfen. Der Schnitt bügelt manche praktische Unebenheit noch aus. Eine gute Schnittmeisterin ist schon der halbe Film. So sagt man jedenfalls hier. Dann werden noch Musik, Geräusch und Kommentar (meistens von Klaus Feldmann gesprochen) gemischt. Natürlich erfolgt auch, wie bei jedem Film) eine Abnahme durch fachkundige Vorgesetzte. Gibt es keine Korrekturen, ist die Arbeit der Genossen von der Armeefilmschau für eine Ausgabe beendet. Etwa 350 Meter Film gehen nach dem Kopieren auf die Reise in die verschiedensten Truppenteile. Und die Freude ist groß, wenn sich die Akteure selbst sehen. Manch einer wird vielleicht dabei nachdenklich und erinnert sich, wie schwer es doch ist, sich ganz genau nach der Vorschrift zu verhalten. So forderten es jedenfalls konsequent die Genossen mit der Kamera. Und damit beschämten sie schon manchen Kommandeur . . .
Kritisch sei angemerkt, daß es immer noch Wiedergabetechniker und Filmvorführer in der Truppe gibt, die die Armeefilmschau dem Publikum aus Bequemlichkeit unterschlagen, und das ist nicht die feine filmische Art . . .
Major Wolfgang Matthèes
Fotos: Manfred Uhlenhut

Anekdoten von Georg W. Pijet
Illustration: Jürgen Wagner

Kaiserbesuch

Anfang unseres Jahrhunderts wirkte im elsässischen Straßburg ein Zahlmeister Wolter, der dem Stab durch ein fingiertes Telegramm mitteilen ließ, daß der Kaiser in Straßburg zur Inspektion einträfe. Ordonnanzen flitzten durch die Stadt, um die Offiziere zusammenzutrommeln und die Soldaten aus den Gaststätten zu holen. Gesangs- und Bürgervereine trieben ihre Mannen zusammen. Fahnen erschienen in den Fenstern. Bürgermeister und Honoratioren warfen sich in Wichs, und das Volk sammelte sich, teils neugierig und gespannt, teils grinsend und ablehnend, an den Straßenrändern. Stundenlang wartete man, bis Spaßvögel das Tatütata bald hier, bald dort anstimmten und der Kommandant in Berlin anfragen ließ. Hier erfuhr man dann, daß die Stadt einem üblen Spaß aufgesessen wäre. Wolter wurde als Täter ermittelt. Sein Motiv war verblüffend: „Ich wollte nur verhindern, daß meine Braut während meines Dienstes mit einem Hauptmann herumschwänzelt. Da ich aber sein Bataillon nicht kannte, habe ich alle Hauptleute zum Dienst befohlen." Das Kriegsgericht verurteilte ihn zu einem halben Jahr Festung. Die Welt aber lachte.

Der Orden

In einem winzigen deutschen Duodezstaat, den man von Frühstück bis Mittag bequem durchschreiten konnte, lebte einst ein Herzog, der wie alle Fürsten über ein winziges Heer kommandierte. Was den glatten Brüsten seiner Offiziere jedoch fehlte, waren Orden. Also ließ er welche prägen, um sie seinen Tapfersten zu verleihen. Einer von ihnen verweigerte die Annahme mit den Worten: „Hoheit, ich trage nur einen Orden, den ich mir auch auf dem Schlachtfeld erworben habe." Verlegen antwortete der Herzog: „Soll ich seinetwegen etwa einen Krieg anfangen?"

Hofschranzen

Die Gattin des Fürsten Hardenberg entstammte einer Kaufmannsfamilie. Wegen ihrer Herkunft war sie am Hofe des Königs den Sticheleien der Hofschranzen ausgesetzt. Während einer Hofgesellschaft wurde sie von einer blaublütigen Gräfin befragt: „Sagen Sie, verehrte Fürstin, womit handelt eigentlich Ihr Herr Vater?" „Mit Takt und Überlegung", antwortete Frau Hardenberg und ließ die Blaublütige stehen.



Was einem so in die Hand kommt (2)

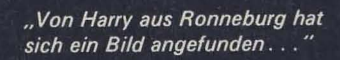
Mit Blick auf den 30. Jahrestag der DDR kramte Oberst K. H. Freitag in Schränken und Schubladen und berichtet in dieser Beitragsfolge

Ein ganzer Karton mit Fotos ist durchgekramt. Von Harry aus Ronneburg hat sich ein 8 × 13 cm großes angefunden: Verwegen aufs Ohr gerückte Mütze mit den brandenburgischen Landesfarben im zwölfzackigen VP-Stern. Blau die Uniform und das Oberhemd, ebenfalls blau die glatten Schulterstücke des VP-Anwärters. Grüne Kragenspiegel, roter Binder und schwarzes Koppel. Leicht grienend guckt mich Helmut an, irgendwo in Thüringen zu Hause. Nur das Bild mit meinem Konterfei suche ich vergebens. Dabei weiß ich genau, daß wir zu dritt bei dem aus Templin herübergekommenen Fotografen waren.
Es muß dies etwa vier Wochen nach jenem 29. August 1949 gewesen sein, da wir zusammen mit ein paar hundert anderen jungen Burschen in Prenzlau angelangt waren, um den Dienst in der 2. Volkspolizei-Bereitschaft des damaligen Landes Brandenburg aufzunehmen. Fast fünf Stunden hatte die Eisenbahnfahrt vom Berliner Nordbahnhof gedauert. In einem Zug, dessen Fenster mangels Glas mit Igelitplatten vernagelt waren; überdies hatte die Dampflok derart viel Kohlengrus – zum Teil noch glühend – ausgespien, daß manche unser uckermärkisches Reiseziel mit Brandflecken erreichten.
Aus dem Bücherregal mit Nachschlagewerken und Reiseführern greife ich „Straubes Märkisches Wanderbuch". Es diente mir 1949 dazu, mich ein wenig über meinen künftigen Dienstort zu informieren. In dem aus den zwanziger Jahren stammenden Reiseführer wird Prenzlau als „aufstrebende Mittelstadt von 22 000 Einwohnern" beschrieben, die sich „in fruchtbarer, getreidereicher Landschaft ausbreitet" und in welcher „der Gewerbefleiß am Aufblühen" ist. „Schon von der Bahn aus bietet sich mit dem Mariendom, dem Mittelturm und dem Schwedter Tor ein schönes Stadtbild." Eine kleingedruckte Notiz verweist darauf, daß die Stadt „infolge der Lage an einer wichtigen Heerstraße fast in alle Kriege der neueren Zeit verwickelt wurde". Das Ergebnis des von den Faschisten angezettelten zweiten Weltkrieges lernte ich 1949 kennen: Prenzlau war zu 88% zerstört, die im dreizehnten Jahrhundert erbaute Marienkirche eine Ruine.
Leider hat mich mein Weg späterhin nur noch selten in die Uckermark geführt. So werfe ich einen Blick in das dicht neben dem Wanderbuch stehende Lexikon, um zu erfahren, was sich unter dem Sozialismus in Prenzlau verändert hat. Nach den Angaben von 1974 hat die Stadt gegenüber den zwanziger Jahren zwar nur 802 Einwohner mehr, aber schon lange nicht mehr nur einen aufblühenden „Gewerbefleiß", sondern: „Maschinen- (neues Armaturenwerk), Zucker- und Holzindustrie; Großtanklager; Milchhof mit Trockenmilchwerk; Agrarproduktenhandel (Getreidesilo); medizinische Fach- und Agraringenieurschule; Theater; Volkssternwarte; neues Stadtzentrum". Die Marienkirche befindet sich im Wiederaufbau . . .
Doch zurück ins 49er Jahr.
Von Anfang September kommt mir eine Postkarte in die Hand. Ein erster Gruß nach Hause. Kurz und knapp die Mitteilung: „. . . bin gut angekommen. Das Essen ist gut, nur viel zu wenig. Wir sind zehn Mann auf der Stube. Darunter ist einer aus der Gegend um Suhl. Wir nennen ihn ‚Schulle'. Er spricht einen ganz komischen Dialekt, so daß ich nur jedes dritte Wort verstehe. Aber sonst kommen wir alle gut miteinander aus und helfen uns gegenseitig . . ."
Es ist dann noch von dem üblichen Sich-keine-Sorgen-machen die Rede. Das erscheint mir heute als rechter Zweckoptimismus. In Wahrheit war mir ziemlich flau gewesen, als sich das schwere Kasernentor hinter mir geschlossen hatte.

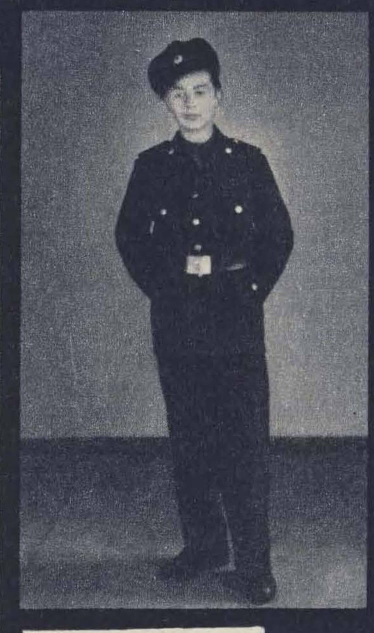
Die Kaserne. Ein düsteres, erdrückendes Gemäuer aus rotem Backstein. Die steinernen Treppenstufen waren von etlichen Soldatengenerationen schon zu einem leichten Halbrund ausgetreten, zuerst von den 64ern der preußischen Infanterie und später von Grenadieren der Nazi-Wehrmacht. Bis vor vier Jahren noch waren die Waffen auch aus dieser Kaserne stets gegen die Arbeiter, gegen das Volk gerichtet gewesen – möglicherweise sogar dieselben Karabiner 98, die wir nun trugen. Uns hingegen waren sie von Arbeitern in die Hand gegeben worden. Mit dem Auftrag, die neue Ordnung gegen konterrevolutionäre Elemente, bewaffnete Provokateure und Verbrecher vom Typ der in Berlin dingfest gemachten Gladow-Bande zu schützen. Und so lernte ich bei der Volkspolizei als erstes nicht etwa Aufbau und Wirkungsmechanismus des Karabiners, sondern daß Gewehr nicht gleich Gewehr ist und es immer darauf ankommt, wofür einer es trägt und gegen wen er es richtet.

Es mag seltsam klingen: Aber im Geviert der Prenzlauer Kasernenmauern – zunächst in der VP-Bereitschaft, ab 20. September 1949 dann in der auf dem ehemaligen Flugplatz gebildeten VP-Schule – öffnete sich mir der Blick in eine Welt, die ich bis dahin bestenfalls vom Hörensagen gekannt hatte.

Aus einem Wust von Papier ziehe ich zwei Schriftstücke hervor. Das eine trägt den Namenszug des stets kränklich wirkenden Genossen Eisenächer, der uns nicht so sehr wegen der geflochtenen Schulterstücke des VP-Kommandeurs auffiel, sondern deswegen, weil er entgegen den Bestimmungen das Parteiabzeichen auch an der Uniform trug. Das andere ist von VP-Oberrat Süßmilch unterschrieben; ein im antifaschistischen Widerstandskampf frühzeitig ergrauter Genosse, der ob seiner väterlichen Güte und Prinzipienfestigkeit von allen nur „Papa" genannt wurde. Beide Namenszüge erinnern mich an Kommunisten, die unendlich viel taten, um auch mir zu helfen, den richtigen Weg zu finden und ihn bewußt zu gehen. Über sie wurde ich mit jenem kleinen Büchlein bekannt, das mit den



„Von Harry aus Ronneburg hat sich ein Bild angefunden . . ."



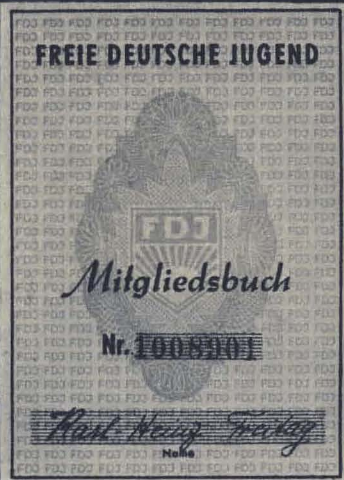




„Uns hingegen waren sie von Arbeitern in die Hand gegeben worden . . ."

„Die im dreizehnten Jahrhundert erbaute Marienkirche eine Ruine . . ."





„Aus unserem Zug war einer in Unterwellenborn dabei gewesen . . ."

„Die ersten Sporen im politischen Kampf der FDJ verdient . . ."

Worten „Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus" beginnt und auf dessen letzter Seite es heißt: „Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern. Die Proletarier haben nichts in ihr zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen. Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" So steht es, in noch etwas krakliger Schrift, neben anderen Zitaten und Fakten in einem der großformatigen Schreibhefte aus meiner Prenzlauer Zeit. Das „Kommunistische Manifest" war – wie auch andere Literatur – für jeden Zug nur in ein, zwei Exemplaren vorhanden; wichtige Auszüge wurden deshalb als Diktat niedergeschrieben und auf diese Weise studiert.

Bei Marx, Engels und Lenin, so erfuhr ich und begann zu begreifen, war auch der grundsätzliche Weg aus jenem Dilemma vorgezeichnet, das der zweite Weltkrieg hinterlassen hatte. Manches, und daran erinnern wiederum Briefmarken, war 1949 bereits geschafft: Die sich im Händedruck von Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl dokumentierende Einheit der Arbeiterklasse. Die Umwandlung ehemals kapitalistischer in volkseigene Betriebe. Die Bodenreform auf dem Lande. Die Neugestaltung des Schulwesens. Der Aufbau demokratischer Staatsorgane. Aber mehr noch blieb zu tun. Wir alle hatten am eigenen Leib erfahren, daß es nicht leicht war, mit knurrendem Magen zu verstehen, was die Arbeiterpartei sagte: „Mehr produzieren – besser leben!" Jedoch, es gab keinen anderen Weg. Immerhin, so lese ich in einer Tabelle, war in der sowjetischen Besatzungszone fast die Hälfte aller Industrieanlagen kriegszerstört oder schwer beschädigt gewesen. Dazu mehr als zwei Drittel der Kapazitäten zur Energieerzeugung und vier Zehntel der landwirtschaftlichen Maschinen. Aus unserem Zug war einer in Unterwellenborn dabei gewesen, als es geheißen hatte: „Max braucht Wasser!" Im April 1949 war dann in der Tat das erste Saalewasser durch die neuerbaute Leitung zu dem damals einzigen Hochofenbetrieb in der sowjetischen Besatzungszone geflossen. Ganze drei und zudem noch veraltete Hochöfen standen hier. Die zwanzigfache Kapazität wäre nötig gewesen, um den Eisen- und Stahlbedarf auch nur annähernd zu decken.

An der Volkspolizei-Schule Prenzlau gehörte ich im Spätsommer 1949 zur 9. Kompanie. Sie wurde von VP-Rat Werner Freyer geführt; er ist heute stellvertretender Minister für Handel und Versorgung. Damals war er der „Kamerad Rat", denn dienst-



„Wir wußten, daß dazu in Berlin der aus demokratischen Wahlen hervorgegangene Deutsche Volksrat zusammentrat. . ."

lich redeten wir uns mit „Kamerad" an. Er ist mir als ein geradliniger, fordernder und allen unseren Fragen aufgeschlossen gegenüberstehender Offizier in Erinnerung. Auch ihm verdanke ich viel. Nach Dienstschluß kam er oft zu uns in die Stube. Er hörte sich an, was wir zu sagen hatten und stellte sich geduldig allen Fragen. Es gab wohl keinen von uns, der dabei nicht ganz Ohr gewesen wäre. Meist wurde die Diskussion erst zum Zapfenstreich abgebrochen. So leid uns das mitunter tat, so gelegen kam es uns andererseits. Das hatte einen ganz einfachen, aber verheimlichten Grund. Denn in einem Schrank lag schon bereit, was nun mit vereinten Kräften gesäubert und geschält und danach – mit Wasser und einer Handvoll Salz – im Eimer auf den Kohleherd der Stube kommen sollte: Weißkohl, Möhren, Kohlrüben, Zwiebeln und ein paar Kartoffeln, tagsüber hier und da zusammengeklaubt. Des nachts wechselte die „Kochwache" jede Stunde ab. Vor dem Wecken um sechs Uhr früh hockte sich die ganze Stubenbesatzung um den „Gemüseeimer" und aß ihn ratzekahl leer. Das zwar kalorienreichere, aber mengenmäßig kleine Frühstück um 7.15 Uhr bildete sozusagen den Nachtisch. . .

Mittlerweile war es Herbst geworden. Ein historisches Ereignis kündigte sich an, die Gründung der Deutschen Demokratischen Republik. Jahrzehnte später bin ich von einem Gefreiten der NVA gefragt worden, wie und wo ich sie erlebt habe. Am 7. Oktober 1949 waren wir, wie an anderen Tagen auch, damit beschäftigt, aus Halbruinen wieder Unterkünfte zu machen. Und so taten wir das gleiche wie in unseren bisherigen Berufen: mauern, verputzen, zimmern, tischlern, installieren. Neben meiner Schreibmaschine liegt die Antwort, die ich dem Gefreiten in der „Armee-Rundschau" gegeben habe. Es heißt darin: „Natürlich gab es an diesem 7. Oktober auf unserem ‚Bau' eine Menge Diskussionsstoff. Mit Hunderttausenden Arbeitern und Bauern hatten auch wir in den Tagen zuvor den Vorschlag der 22. Tagung des Parteivorstandes der SED, eine deutsche demokratische Republik zu bilden, durch entsprechende Resolutionen unterstützt. Wir wußten, daß dazu in Berlin der aus demokratischen Wahlen hervorgegangene Deutsche Volksrat zusammentrat. Doch es fehlte uns an einem Radio. So konnten wir die gegen Mittag beginnende Direktübertragung nicht hören. Aber als es dann wenige Stunden später feststand: Jetzt gibt es sie, diese Deutsche Demokratische Republik! – da waren wir alle vor Freude aus dem Häuschen. Jung (ich stand vor meinem 20. Geburtstag) und voller Begeisterung, die ersten Sporen im politischen Kampf der FDJ verdient, vermochten natürlich weder meine Kameraden noch ich die geschichtliche Tragweite dieses Ereignisses zu erfassen. Daß der Oktober 1949 eine Wende in der Geschichte des deutschen Volkes und Europas markierte, ahnten wir höchstens gefühlsmäßig. Eines aber wußten wir genau: Was sich mit der Gründung der DDR vollzog, entsprach dem Willen des werktätigen Volkes und gab insbesondere uns Jungen neue Perspektiven."

Willi Sitte
Akt mit Bademantel, Öl

Auf der VIII. Kunstausstellung hing dieser „Akt mit Bademantel" zwischen den großformatigen Bildern „Solidarität" und den Arbeiten „Im LMW". Damit sind die drei wichtigsten Themenbereiche im Schaffen Willi Sittes genannt, und es ist auch schon angedeutet, welche inhaltliche Rolle der weibliche oder auch männliche Akt in seiner Bilderwelt hauptsächlich spielt. Einmal werden damit Befreiungskampf und friedliche schöpferische Arbeit als grundlegende Bewährungsfelder menschlicher Tatkraft ergänzt durch Freude an der sinnlichen Schönheit des Lebens. Zum anderen gibt der Akt, sowohl in der traditionellen Fassung des „Atelierbildes" als auch szenisch angereichert durch Landschaft oder Handlungsmomente, die Möglichkeit zu symbolisch-allegorischer Aussage. Dabei werden neben den individuellen auch allgemeine Wesenszüge eines Menschen in seiner Haltung, seiner Haut, seiner Lage im Raum vergegenständlicht. Auch Licht und Farbe sind Ausdrucksträger. So weisen als Akte gegebene Sportler von Sitte in ihrer äußersten körperlichen Anspannung auf ein tiefes geistiges Ringen des Menschen unserer Epoche. Dadurch geht jedoch die unmittelbare Ebene des sinnlichen Genusses am nackten Körper nicht verloren.
Auch unser Bild erschöpft sich nicht in der Darbietung malerischen Könnens anhand Komposition, Darstellung von voller körperlicher Plastizität, Anatomie oder lebendig pulsierender Haut – obwohl dies alles auch gegeben ist. Insbesondere das unendlich reiche Farbspiel der Haut und der heftige Pinselstrich drücken Gefühle aus und rufen vielfältige Assoziationen beim Betrachter hervor.
Mit dem – allerdings fast völlig verdeckten – Mann kommt eine vorwärts drängende spannungsgeladene Handlung in das Bild, wird das klassische Genre „Akt" grundlegend verwandelt. Dabei entsteht auch ein bewußter Widerspruch zum Titel des Bildes. Die Frau bleibt aber ganz deutlich eigentlicher Gegenstand und Mittelpunkt, an ihrem lebensprühenden, schönen Körper werden nicht nur Hingabe, sondern auch und vor allem eigener Wille deutlich. Diese Aktivität – dies spürt man – ist charakteristisch für alle Seiten ihrer Persönlichkeit. Spannung wird weiterhin durch das Motiv des Bademantels erzeugt. Zum ersten mittels der Dynamik seiner Form und zum zweiten dadurch, daß nicht völlig klar ist, ob er an- oder ausgezogen wird. Überwiegt aber vielleicht doch der Eindruck des Ausziehens? Dann wird der Mantel wie ein Vorhang aufgezogen und der Betrachter direkt angesprochen! Der Mann ist dabei aber, wie auch in seinem Kuß, sehr behutsam und zärtlich.
Sitte will offenbar die umfassende Zuneigung zwischen den beiden ausdrücken, also Liebe, die sich nicht im Geschlechtsakt erschöpft und die auch keine Flucht ins Private bedeutet. Seine Darstellungen sexueller Beziehungen zwischen Mann und Frau sind zwar in unserer Malerei durch ihre visuelle Direktheit neuartig, bilden aber eben zugleich Tiefe und Schönheit der Liebesbeziehungen und ihre Verankerung in der sozialen Umwelt ab. Wo sollte mehr Berechtigung bestehen, den schönen menschlichen Körper und die Liebe in all ihren Erscheinungsweisen zur Verbildlichung sozialer Ziele zu benutzen als im Sozialismus? Die Verwirklichung dieser Ziele hängt schließlich neben den ökonomischen, wissenschaftlich-technischen, politischen und militärischen Anstrengungen nicht zuletzt auch vom Gefühlsreichtum jedes einzelnen Menschen ab.

Thomas Häntzsche

Reproduktion: Deutsche Fotothek Dresden



Kurzgeschichte von Hans Joachim Nauschütz





Er weiß nicht, warum ihm ausgerechnet jetzt seine Tochter in den Sinn kommt. Ihr Bild hat er in den letzten Tagen öfter in der Hand gehabt. Manchmal waren seine Hände nicht ganz sauber. Er faßte es mit spitzen Fingern, hielt es von sich, als sei er weitsichtig und schob es wieder in die Uniformtasche.
Meine Tochter! Ich Vater!
Auch das ist in den letzten achtzehn Monaten passiert, denkt er. Meine Spur, denkt er. Und hier habe ich keine hinterlassen?
Manfred Schulz blickt auf seinen Kompaniechef, als sei der ein Fremder.
Am liebsten würde er aus dem Glied treten, vor die Front marschieren, sich neben den Oberleutnant stellen und dessen Worte korrigieren.
'Unser Kommandeur irrt sich, Genossen! Auch wenn für den einen oder anderen von uns zutreffen mag, was er sagt. Aber wer seinen Schweiß hiergelassen hat, der ist nicht einfach wieder das, was er vorher war. Daran ändern auch die Zivilklamotten nichts, die wir jetzt wieder überziehen. Den Hosenschlag einer zivilen Hose kann man vergessen, nicht aber. . . !'
Er stockt in seiner gedachten Rede.
„Rührt Euch!"
Schulzes Blick verweilt auf dem Nacken seines Vordermannes. Der ist zwei Monate nicht zum Friseur gewesen. Seine Nackenhaare kräuseln sich wie Wolle, reichen bis in den Uniformkragen. Waldemar Siebert, der Schäfer aus der Uckermark, hat sich zielgerichtet auf seine Feld- und Wiesengänge vorbereitet. Und wer es nicht weiß, wird am Haarschnitt nicht erkennen, wo er gestern noch kampiert hat. Waldi rufen sie ihn. Wie einen Hund. Er war ihr Stubenältester. Drei Jahre älter als der Kompaniechef, der sich vor eineinhalb Jahren – da war er noch Leutnant – vorgestellt hat.
„Mensch", hatte Manfred damals in das Glied vor ihm geflüstert, „der Leutnant ist ja ein Schneider oder was. . . "
Er war klein und spillerig, trug eine große Brille. Aber seine Stimme! Tief war sie und wohltönend und konnte ein ganzes Gefechtsfeld umpflügen. Seine Uniform saß wie eine Maßarbeit. Selbst der Faltenwurf der Jacke unterm Koppel hatte irgendwas.
Dieser Kompaniechef war vom ersten Tag an überall. Er stand und guckte. Schien nur zu gucken. Es kitzelte einem im Rücken, auch wenn man ihn nicht sah.
Es war zur sechsten Stunde am achten Tag von Manfreds Soldatsein. Fünf Minuten nach dem Aufstehen war der Leutnant in der Stube. Sie waren schnell. Dafür hatten seine morgendlichen Besuche gesorgt. Nach dem Frühsport war er wieder da. Manfred mühte sich verzweifelt mit seinem Bett.
Wann wird er loswettern, überlegte er.
Wortlos schob ihn der Leutnant beiseite und baute geschickt das Bett.

Manfred Schulz blinzelt in die Oktobersonne. Der Oberleutnant vor der Front geht mit dem Hauptfeldwebel irgendwelche Listen durch.
Manfred wechselt das Standbein.
Er hat seiner Frau den Schneider-Leutnant damals beschrieben. Er hat ihr den Bettenbau auf der Liege vorgeführt, weil sie es wissen wollte, und daß man sich nicht hinlegen kann.
Er hat ihr gesagt: So ist der.
Er hat sogar mitgekriegt, daß bei mir etwas nicht stimmte, erschien eines Abends und befahl: „Kommen Sie, Genosse Soldat! Trainingsanzug, Turnschuhe!"
Na schön, dachte ich, gehen wir auf die Sturmbahn. Meine Zeiten waren wirklich nicht besonders.
Aber er lief mit mir an der Wache vorbei in die kleine Garnisonstadt und steuerte die Post an. Ich telefonierte mit deiner Mutter und erfuhr, daß du im Krankenhaus liegst.
Er hatte mitbekommen, daß einer seiner Jungvermählten vierzehn Tage ohne Post gewesen war.
Es war zu der Zeit, als wir noch nicht raus durften aus der Kaserne.

VERSETZUNG

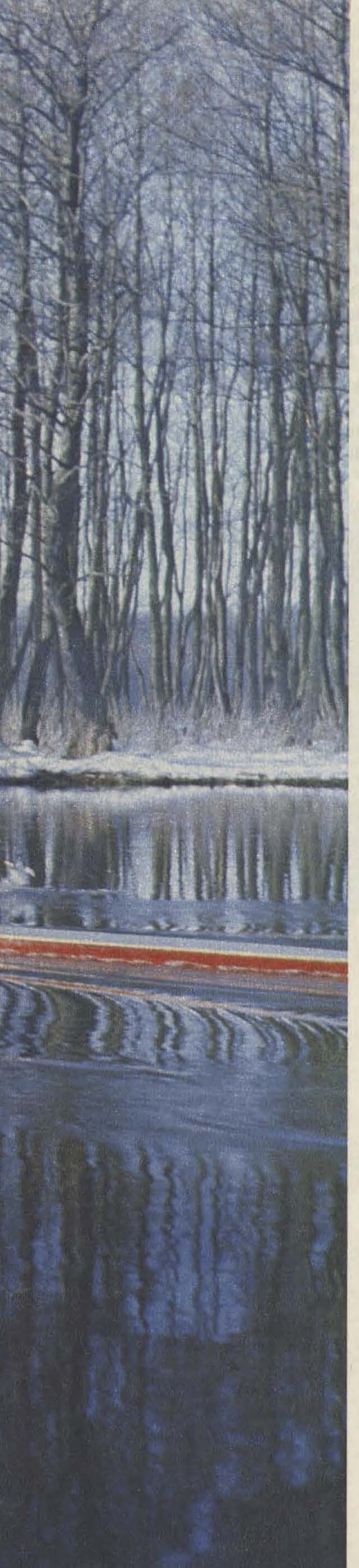
Der kriegt es auch fertig und schreibt einen Brief an dich: „Sehr geehrte Frau Schulz! Ich teile Ihnen mit, daß Ihr Mann, der Gefreite Manfred Schulz, nicht den vorgesehenen Urlaub antreten kann, weil er seine Dienstpflichten in den letzten Wochen vernachlässigt hat..."
Na, ja. Hat er nicht müssen. Und in diesen letzten Stunden vor der Versetzung in die Reserve wird auch nichts mehr passieren. Außer: Sachen abgeben, Unterschriften sammeln, Abmeldungen Partei, FDJ; FDGB gibt es hier nicht. Händedruck des Kompaniechefs, vom Zugführer, vom Hauptfeldwebel, dem Gruppenführer.
Und dann ade!
Werde ich mich umschauen? Werde ich dieses große rote Backsteingebäude mit den umgebauten Pferdeställen, diese trutzige Ulanenkaserne des Kaisers nochmal voll in den Blick nehmen?
Weiß der Teufel...

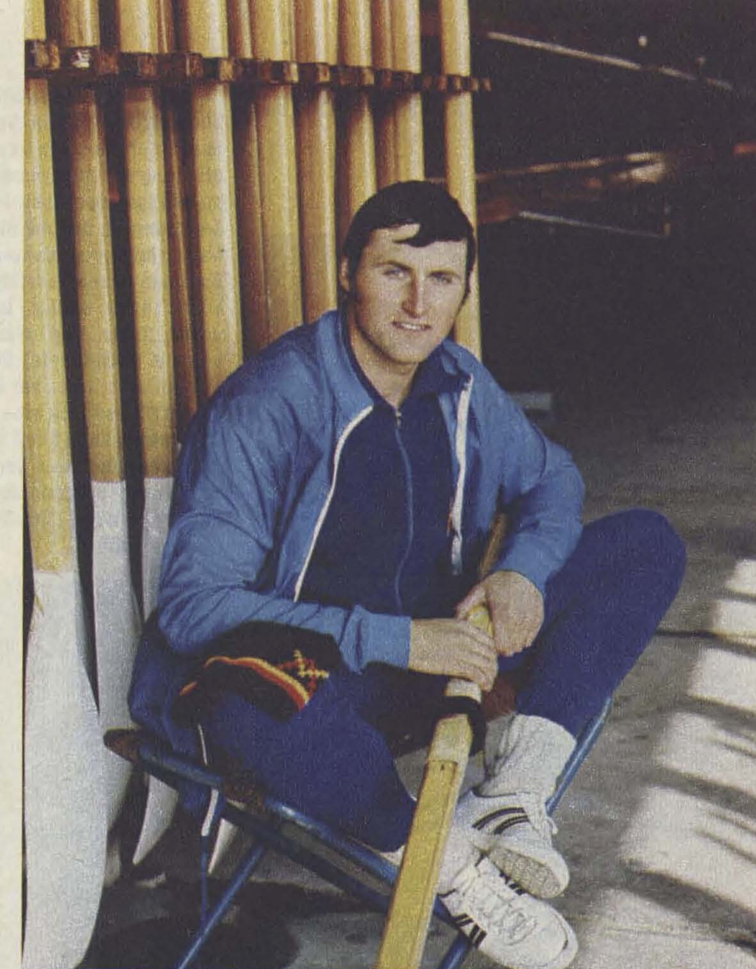
Manfred reagiert mechanisch auf die Kommandos. Sie schwenken auf den Explatz ein. Die Kompanien des Bataillons bilden ein offenes Rechteck. Alles ist überschaubar und klar wie auf dem Gefechtsfeld vor einem Monat: Angriff der mot. Schützen, der SPW bleibt zurück... Nachts liegen sie ausgelaugt in ihren Zelten. Und es macht keiner einen Witz. Genausowenig wie in den ersten Wochen, bei dem ersten Schießen, beim Nachtschießen in dieser Saukälte.
Wie unsicher waren alle anfangs gewesen! Manfred nicht ausgenommen.
Sie standen, acht Mann, an der Abgangslinie. Der Schießplatz war pechschwarz. Kein Mond half dem Nachtschießen.
Das Kommando schickte sie nach vorn.
Manfred klapperte ungeschickt, als er das Magazin einführen wollte. Er hörte Schritte hinter sich. Er drückte ab. Im Schein der verglühenden Leuchtkugel erkannte er: Seine Scheibe war nicht gefallen.
„Ziehe die MPi fester ein und... vorsichtiger Zeigefinger", sagte der Kompaniechef. Er kniete neben ihm.
Manfred hat die Übung erfolgreich beendet, weil es auch die ruhige Stimme des Kompaniechefs gegeben hat.
Das ist anders als in seinem Stahlwerk. Da kann niemand während der entscheidenden Augenblicke mit dem Wort Einfluß nehmen. Das läßt der Lärm nicht zu. Sie reichen sich nach dem Abstich höchstens die Hand oder klopfen den Leuten von der folgenden Schicht auf die Schulter.
Dort ist immer das Feuer an. Undenkbar, daß der Ofen nicht bullert oder rast. Und was da getrunken wird an Brause und Selters... Man schmeckt das schon gar nicht mehr.
Wo haben wir hier solche Hitze gehabt, Schäfer Waldi? Der Lehrer Brisang, noch ein halbes Jahr Soldat, weiß davon überhaupt nichts. Höchstens, daß er die Taktikausbildung für den Gipfel der Schweißabsonderung hält.

Manfred sucht mit den Augen Brisang. Der steht weiß und sauber im ersten Glied und verfolgt, was in der Mitte des Explatzes vor sich geht. Eben hat man zwei Tische abgestellt und weiße Tücher darüber gedeckt. Bücher liegen dort und rote Mappen.
Der Explatz besteht aus festgestampftem Schotter. Im Taktikgelände war der Boden anders. Manfreds Spaten stieß nach einer dünnen Sandschicht auf Klinkersteine. Zuvor waren sie übers Feld gestürmt, hatten sich auf Befehl fallen lassen. Vor Manfred krabbelten Ameisen. Er brachte seine verdreckte MPi gegen den Gegner in Anschlag. Aber der griff noch nicht an. Dafür wimmelten Manfred die Ameisen über die sandigen, schwitzenden Hände in die Ärmel des Kampfanzuges. Plötzlich mußte er wieder laufen, springen, liegen. Er lag auf seiner Schutzmaske, und das rechte Knie wurde ihm taub vom Schmerz, den der einzige Feldstein weit und breit verursacht hatte.

„Bataillon stillgestanden!" Der Kommandeur nimmt die Meldung entgegen.
Manfred Schulz blickt verstohlen auf die Uhr. In zwei Stunden wird man sie zu den umliegenden Bahnhöfen fahren. Aber er wird aus der Kaserne gehen, weil seine Frau davor wartet. Silke im Kinderwagen. Sie werden gemeinsam nach Hause fahren.
„Bataillon stillgestanden! Befehl Nummer 16... Zu Unteroffizieren der Reserve werden befördert:
Gefreiter Siebert, Waldemar,
Gefreiter Schulz, Manfred..."
Schulz steht ganz still.
Als er wieder blinzeln kann, schaut er zu seinem Kompaniechef am rechten Flügel. Der blickt auf seinen Kommandeur.







Von einem, der das Ziel nicht vor Augen hat

Rudersportler sind wohl die einzigen, die mit dem Rücken zum Ziel fahren, es nicht unmittelbar vor Augen haben. Doch das ist für sie kein Handicap. Spitzenruderer kennen jeden Meter der wichtigsten Regattagewässer, jeden Baum und jeden Strauch am Ufer. Daran orientieren sie sich. Und am sportlichen Gegner. Einer, der seinen 17 Kilo leichten Skiff besonders kräftig über die Warnow treibt, ist der Weltmeister Oberleutnant Joachim Dreifke.

Der Renn-Einer

...auch Skiff (engl.) genannt, ist die kleinste Klasse der Skullboote. Wie allen Rennbooten (sie gelten als „freie Boote") sind dem Einer nach den Bestimmungen der Internationalen Vereinigung der Ruderverbände (FISA) keinerlei bestimmte Abmessungen vorgeschrieben. Jedes Boot aber muß mit einem sogenannten Bugball (Durchmesser 60 mm) ausgerüstet sein, um Verletzungsgefahren vorzubeugen. Technische Angaben über den in den Sportklubs der DDR gebräuchlichen Renn-Einer: Länge: 8,00 m · Breite: 300 mm · Tiefgang: 90 mm · Gewicht: 15 bis 17 kg · Werkstoff: Komposit-Bauweise (Holzausbau und Plastschale). Dem Nachwuchs bis zu 12 Jahren stehen Vollplastboote zur Verfügung. Die zum Einer gehörenden Skulls (2) besitzen eine Länge von 2,97 m bis 3,00 m und eine Gesamtmasse je Skull von 2 kg. Die Skulls sind Hohlkörper, um Bruchfestigkeit und geringes Gewicht zu gewährleisten.
Länge der Wettkampfstrecken für Renn-Einer: Männer-Elite: 2000 m · Frauen-Elite: 1000 m · Junioren (m): 1500 m · Junioren (w): 1000 m





WM-Kurs. September 1974. Bei den Ruder-Weltmeisterschaften der Männer feiert der Doppelvierer Premiere. Dreißigtausend Zuschauer säumen die traditionsreiche Regattastrecke auf dem Luzerner Rotsee, als sich die Mannschaften der UdSSR, der ČSSR und der DDR ein tolles Rennen liefern. Am Ende jagt unser Boot zuerst über den Zielstreifen, in neuer Weltbestzeit. Die Besatzung: Joachim Dreifke, Götz Dräger, Rüdiger Reiche und Jürgen Bertow. Ihr Trainer, Bernd Meerbach, war vier Jahre zuvor selbst noch Vizeweltmeister im Vierer mit Steuermann gewesen.
Juli 1976. Olympisches Ruderfinale in Montreal. Am Start sind die Einer, und der haushohe Favorit Peter-Michael Kolbe aus der BRD scheint einem sicheren Start-Ziel-Sieg entgegenzurudern. An der 1500-m-Marke hat er fast acht Sekunden Vorsprung vor seinen ärgsten Verfolgern, Pertti Karppinen aus Finnland und Joachim Dreifke aus der DDR. Doch dann, im Schlußspurt, scheint Kolbe stehenzubleiben. Nahezu mühelos zieht Karppinen an ihm vorbei, holt überraschend Gold. Bronze bekommt unser Joachim Dreifke. „Ich freue mich riesig über diese Plazierung", meinte danach Joachim. „Unter die drei besten Einerfahrer der Welt zu kommen, hatte ich mir gewünscht." Und: „Karppinen konnte ich vor Olympia bezwingen. Heute war er der Bessere. Ein verdienter Sieg des Finnen."
August 1977. Auf der Amsterdamer Boosbaan wetteifern die besten Ruderer der Welt um den höchsten Titel. Im spannenden Einer-Rennen geht Dreifke vom Start weg in Front, kontrolliert das Feld und gewinnt klar mit einer Bootslänge vor Karppinen und Dowgan (UdSSR). Joachim, nun weltbester Skuller, ist glücklich.

Der Weltmeister. Joachims Stimmung sei heute nicht sehr rosig. Beim Training sei es nicht so recht gelaufen, und wir würden deshalb nicht viel Glück haben, hatte uns Bernd Meerbach gewarnt. Doch als „Atze", so nennen ihn seine Kameraden, am Steg anlegt, ist von übler Laune nichts zu spüren. Freundlich beantwortet er unsere Fragen. Geduldig erfüllt er die

Wünsche des Fotoreporters. Ist Modell und Interviewpartner zugleich. Wie Gulliver unter den Riesen kommen wir uns unter den Rostocker Rudersportlern vor, die uns umringen. Fast alle sind über einsneunzig. Der Weltmeister – einszweiundneunzig. Dabei zählt er sich zu den körperlich Kleinen(!) der weltbesten Skuller. Olympiasieger Karppinen mißt ja 2,02 Meter, die anderen fast alle um 1,95 Meter und darüber. Nun, wachsen würde er nicht mehr, meint der Oberleutnant. Aber schneller wolle und müsse er noch werden.

„Joachim ist Mitglied der Partei der Arbeiterklasse. Ein richtiger Genosse – bescheiden, aufrichtig und zuvorkommend", berichtet Korvettenkapitän Karl-Heinz Danielowski, Mannschaftsleiter und ehemaliger Steuermann bei drei Olympischen Ruderregatten. „Und ehrgeizig ist er. Was er sich vornimmt, will er auf jeden Fall erreichen. Er kämpft darum. Hohes körperliches Leistungsvermögen und ein klarer Kopf sind







dabei seine großen Vorzüge." Und Meistertrainer Meerbach: „Ich betreue Joachim seit 1973. Seine Erfolge sind die unseres gesamten Kollektivs. Dabei ist für Joachim das Training etwas schwierig: ihm fehlt die echte Konkurrenz. So muß er sich zumeist selbst durchbeißen, gegen die Uhr. Aber das ist wiederum Skuller-Los. Der Einer-Fahrer hat eben einen doppelten Kampf auszufechten, gegen die Kontrahenten und gegen sich selbst. Joachim kann das. Ich hoffe aber für ihn auf stärkere Gegner aus dem eigenen Lager, in der nächsten Zeit. Unsere Jungen steigern sich beachtlich, wenn sie gegen den Weltmeister ins Boot klettern. Und Joachim vermittelt ihnen wertvolle Tips."

Der Trainer verschweigt auch nicht, daß es hin und wieder mal Krach bei ihnen gebe. Doch das sei ihm lieber, als wenn „alles aalglatt" abgehe. „Ja, der Dreifke steckt nicht zurück, ist sehr konsequent!" meint, bedeutungsvoll lächelnd, seine hübsche Frau Karin. „Was er selbst vormacht, verlangt er auch von anderen." Sehr stolz sei sie auf ihren Mann, und sie fiebere bei jedem seiner Wettkämpfe mit. Es sei schon ein großes Gefühl, wenn man beispielsweise am Fernseher erlebe, wenn für den eigenen Mann die Nationalhymne gespielt und die Staatsflagge gehißt werde. „Übrigens, Joachim hat nicht nur Wettkampfzeiten und Regattastreckenführungen im Kopf", klärt uns Karin auf. „Zu Hause hilft er mir viel, bindet sich auch mal 'ne Schürze um. Außerdem ist er ein ganz toller Papa." Für Klein-Oliver nämlich. 9130 Gramm bringt der fast Dreivierteljährige schon auf die Waage. Rudernachwuchs für das Jahr 2000? Vater Dreifke wiegt 95 Kilogramm. Der Steppke hat also noch 'ne Menge Zeit. „Aber Sport soll Oliver mal treiben. Egal, welchen", lautet die einhellige Meinung der Eltern.

Dreifke über Dreifke. „Ich bin fünfundzwanzig, esse am liebsten von Mutter zubereitete Hefeklöße und höre gerne Beat. Aber das ist wohl unwesentlich. Daß aus mir ein Weltmeister geworden ist, habe ich vielen zu verdanken: meinem ersten Übungsleiter Klaus Schwerdtfeger von der BSG Einheit Greifswald ebenso wie meinen Trainern und Genossen vom ASK, und auch meiner Frau", erzählt Joachim. „Meine Vorbilder suchte ich mir immer unter den Athleten kampfbetonter Sportarten, in denen der Aktive meist auf sich allein gestellt ist. Gerhard Grimmer, Udo Beyer und Heinz-Helmut Wehling gehören dazu. Wie ihnen gefällt auch mir der Kampf Mann gegen Mann. Da mußt du beweisen, was in dir steckt. Mußt alle Reserven ausschöpfen und dich auf solche Vergleiche gut und gründlich vorbereiten. Den Gegner mit seinen Stärken und Schwächen studieren und vor allem – an die eigene Leistung glauben! Das ist wichtig. Mich können auch gewisse Tiefs nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Zumeist bin ich von meiner Sache überzeugt. Und ich halte es für richtig, das auch nach außen hin zu zeigen. Es verunsichert oft die Gegner", verrät uns der Oberleutnant. Ein weltmeisterliches Rezept.

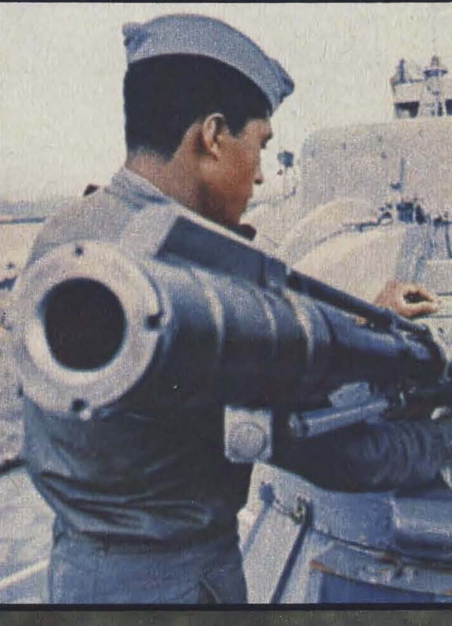
Warum aber sei im Lande vieler Ruder-Weltmeister und Olympiasieger diese seine Sportart weit weniger populär als Fußball, Schwimmen oder Leichtathletik, fragen wir den Volksmarineoffizier. Rudern wirke auf den Betrachter weniger attraktiv, antwortet Joachim Dreifke. „Unsere Bewegungen erscheinen oft elegant, nicht so kraftvoll. Weil nicht ‚gewuchtet' werden darf. Außerdem kann der Zuschauer häufig nur den Start oder den Zieleinlauf verfolgen. Daran wird's liegen. Ich habe mich deshalb gefreut, bei der letzten ‚Junge Welt'-Umfrage nach den Sportlern des Jahres auch auf der Kandidatenliste gestanden zu haben."

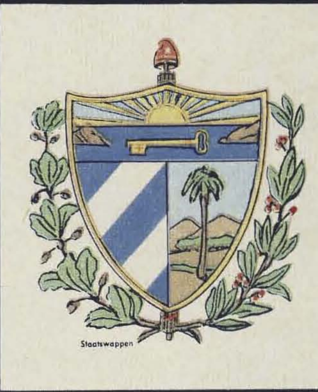
Joachim Dreifke ist ein Sportler, der bei Training und Wettkampf das Ziel nicht unmittelbar vor Augen hat. Doch er kennt es genau. Und er hat sich viel vorgenommen. 1980 in Moskau will er unter den Besten sein.

Michael Jahn
Fotos: Manfred Uhlenhut





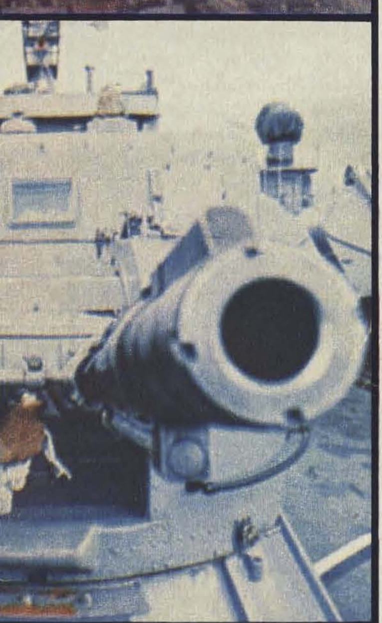




Staatswappen









Die Entscheidung fiel bei Santa Clara

Karneval in Santiago de Cuba. Die Stadt ist ein einziges Tanzen, Singen, Lachen. Wenigstens an zwei, drei Tagen im Jahr will sich das Volk, geknebelt und unterdrückt von dem USA-hörigen Batistaregime, vergnügen, will es leben, fröhlich sein und ausgelassen. Am Ende des ersten Karnevalstages erreicht die Stimmung ihren Höhepunkt. Erst am frühen Morgen kehrt vorübergehend Ruhe ein. Zu dieser Stunde ist es auch in der Kaserne Moncada still geworden. Bis auf die Posten schläft alles. Da erreicht um 5.15 Uhr, man schreibt den 26. Juli 1953, ein PKW den Posten 3. Eine Stimme befiehlt: „Durchgang frei, der General kommt!" Verdutzt geben die Wächter die Einfahrt frei; sie sind der Annahme, der gefürchtete Diktator Batista sitze im Fonds des Wagens. Doch es ist der Vortrupp einer Kampfgruppe Fidel Castros. Der Sturm auf die Kaserne Moncada beginnt. Die Männer, insgesamt sind es 120, wollen die Gunst der Stunde nutzen – und es geht ihnen nicht darum, ein kurzlebiges Karnevalsfeuer zu entzünden, sondern das Feuer der Revolution. Aber der Angriff mißlingt. Ein frühzeitiger Schußwechsel nimmt ihm das



Überraschungsmoment. Viele Jahre später, auf dem I. Parteitag der Kommunistischen Partei Kubas, wird Fidel Castro das kühne Unternehmen als eine historische Aktion werten: „Die Erstürmung der Kaserne von Moncada bedeutete in diesem Augenblick zwar nicht den Sieg der Revolution, sie wies aber den Weg und skizzierte das Programm für die nationale Befreiung, die unsere Heimat zum Sozialismus führt."

Noch aber ist es nicht so weit. Die Kämpfer für ein freies Kuba lassen sich nicht entmutigen. Sie schmieden neue Pläne zur Beseitigung des verhaßten Batistaregimes, diesmal von Mexiko aus. Im Dezember 1956 startet das nächste Unternehmen.

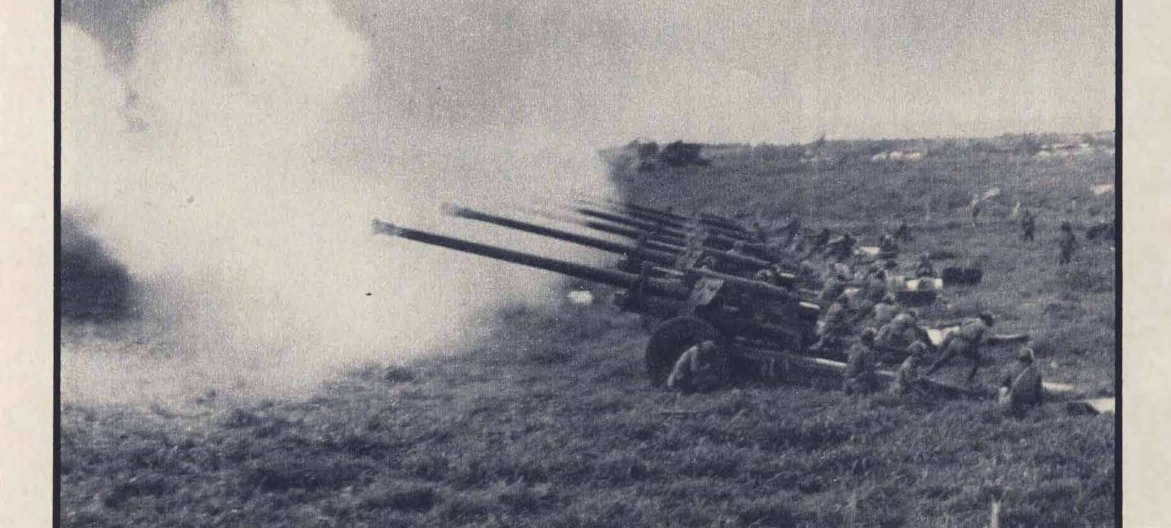
Mit einer blau-weißen Yacht, „Granma" (Großmutter) genannt, nimmt Fidel Castro mit 81 Revolutionären Kurs auf Kuba. Sie geraten in einen Sturm. Dennoch erreicht die Kampfgruppe am 2. Dezember 1956 die Insel. Bei der Landung in der Provinz Oriente wird sie in blutige Kämpfe verwickelt. Nur 12 Revolutionäre überleben.

Mit letzter Kraft ziehen sie sich in die schwer zugänglichen Berge der Sierra Maestra zurück. Von dort aus stellen sie in zäher, geduldiger, oft von Mißerfolgen begleiteter Kleinarbeit Verbindung zu den Bauern her, schicken Kuriere ins Land, sammeln neue Kämpfer um sich. Schritt für Schritt formieren sie die legendäre Rebellenarmee. Eine entscheidende Wende tritt ein, als sie sich mit den Arbeitern in den Städten verbünden und die Potenzen aller revolutionären Kräfte des Landes auf den Sturz der Batista-Diktatur richten.

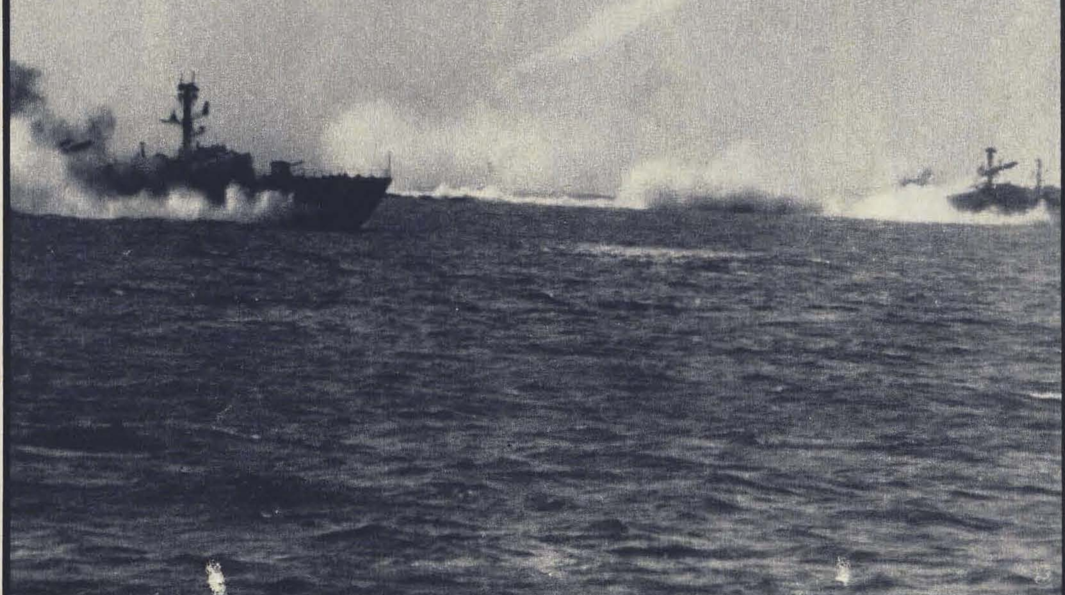
Nun ist es so weit: Ende 1958 geht die Rebellenarmee von der Provinz Oriente aus zur Offensive über. Überall entwickeln sich erfolgreiche Operationen. Am 28. Dezember beginnt der Angriff auf die letzte große militärische Bastion der Batista-Leute, auf die Stadt Santa Clara. Hier ist auch ein Panzerzug im Einsatz, bestückt mit Raketenabschußanlagen, mit Mörsern, Flak und Maschinengewehren. Die Besatzung ist mehr als 400 Mann stark. Und der Hügel, auf dem der Panzerzug Stellung bezogen hat, beherrscht die Stadt. Doch schon das Auftauchen der Rebellenarmee veranlaßt die Batistasoldaten zum Rückzug. Der Zug entgleist auf einem von den Aufständischen zerstörten Streckenabschnitt.

Ernesto Che Guevara, Kommandeur der hier eingesetzten Abteilung der Rebellenarmee, schildert den sich anschließenden Kampf so: „Wir räucherten die Soldaten aus dem Panzerzug aus, indem wir Brandflaschen hineinwarfen. Der Panzerzug war nun aus nächster Entfernung umstellt, wurde mit Brandflaschen beworfen und verwandelte sich infolge der Panzerung in einen wahren Backofen für die Soldaten. Nach einigen Stunden ergab sich die gesamte Besatzung, und wir sahen uns im Besitz von 22 Waggons, von Flak, von Maschinengewehren gleichen Typs und einer sagenhaften Menge Munition." An diesem Gefecht nahmen genau 18 Aufständische teil. Damit war der Weg nach Havanna frei. Und so ziehen am 1. Januar 1959 die ersten Vorausabteilungen der Rebellenarmee in die Landeshauptstadt ein, von der Bevölkerung mit echt kubanischem Temperament begrüßt und gefeiert. Bald darauf übernimmt die Regierung Fidel Castro die Macht und führt das Land auf den Weg grundlegender politischer und sozialer Umgestaltungen.

Damit stellen sich auch den bewaffneten Kräften der Revolution neue Aufgaben: Nunmehr obliegt ihnen der Schutz des im Kampf Errungenen, und zwar sowohl gegen die Konterrevolution im Innern als auch gegen die Aggressionsabsichten des USA-Imperialismus. Am 17. April 1961 versucht die Konterrevolution



einen konzentrierten Schlag zu führen: Bei Playa Giron landet eine 1 350 Mann starke Invasionstruppe, herangebracht von sechs US-amerikanischen Truppentransportern. Kriegsschiffe und Flugzeuge der US-Navy haben ihre Deckung übernommen. Doch binnen 72 Stunden werden die in den USA ausgebildeten und mit Flugzeugen, Panzern und Geschützen ausgerüsteten Invasoren vernichtend geschlagen. Gleiches geschieht mit den reaktionären Kräften im Lande selbst. Dazu entstehen allerorten „Kampfgruppen gegen die Banditen", die sich zu 85 Prozent aus Landarbeitern und Kleinbauern rekrutieren. Gemeinsam mit den Sicherheitsorganen zerschlagen sie 179 Banden mit 2005 Konterrevolutionären.
Kaum ist damit begonnen worden, ziehen die USA im Oktober 1962 einen Blockadering um Kuba. Nördlich der Straße von Florida stehen reguläre amerikanische Truppen zum Einfall in das Land bereit. Zusammen mit dem Volk und unterstützt von der Sowjetunion, von der sozialistischen Staatengemeinschaft, beweisen die Soldaten Kubas in dieser für den Weltfrieden äußerst bedrohlichen Situation Besonnenheit und Standhaftigkeit. In diesen Tagen und Wochen werden zugleich die Grundlagen für die Waffenbrüderschaft der Revolutionären Streitkräfte Kubas (FAR) mit den Armeen des Warschauer Vertrages gelegt, die fortan immer enger und fester werden wird.
Im Jahre 1963 konstituieren sich die ersten Parteiorganisationen in der FAR. Es wird die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Die Formierung von Truppenteilen und Verbänden sowie des Generalstabes ist der Höhepunkt eines Prozesses, in dessen Verlauf die FAR die gleiche Struktur erhält wie die anderen sozialistischen Armeen. Das durch die Beseitigung des Analphabetentums erhöhte Bildungsniveau der Jugend, die verstärkte politisch-ideologische Arbeit, die Zuführung moderner Kampftechnik – all das hat einen enormen Zuwachs an Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft zur Folge. Manöver und Truppenübungen wie „Ayacucho 150" im Herbst 1974, „22. Jahrestag des Sturmes auf die Moncada" im Juli 1975, „Oriente" im Frühjahr 1976 oder „20. Jahrestag der Revolutionären Streitkräfte" im Dezember 1976 machen deutlich, daß die Truppenteile und Verbände der FAR sowohl zu zähen Verteidigungskämpfen und raschen Umgruppierungen der Kräfte fähig sind als auch zu Märschen über große Entfernungen und entschlossenen Angriffshandlungen. Dabei bewähren sich nicht allein die Soldaten und Unteroffiziere, sondern insbesondere auch die in der UdSSR ausgebildeten Kommandeure sowie tausende Reservisten; bei „Ayacucho 150" waren 70 Prozent der Manöverteilnehmer kurzfristig einberufene Reservisten.
Die Revolutionären Streitkräfte Kubas sind heute eine moderne sozialistische Armee, geführt von der Kommunistischen Partei des Landes. Als imperialistische Kräfte die junge Volksrepublik Angola erdrosseln wollen, sind es kubanische Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere, die ihnen solidarisch militärische Hilfe leisten. Und wenn wir gemeinsam mit unseren Genossen auf der Antillen-Insel im Gedenken an den Sturm auf die Kaserne Moncada am 26. Juli zum fünfundzwanzigsten Mal den Nationalfeiertag der Republik Kuba begehen, so wissen wir: Der Sozialismus hat auf kubanischem Boden festen Fuß gefaßt, und er wird sicher geschützt von den Revolutionären Streitkräften.
K. H. F.
Fotos: Redaktion „Verde olivo"



Dienstgradbezeichnungen



Comandante en Jefe Oberkommandierender



Commandante de Ejercito Armeegeneral



Comandante de Cuerpo Generaloberst



Comandante de Division Generalleutnant



Comandante de Brigada Generalmajor



Primer Comandante Oberst



Comandante Oberstleutnant



Mayor Major



Almirante Admiral



Vice-Almirante Vizeadmiral



Contra Almirante Konteradmiral



Capitan de Navio Kapitän zur See



Capitan de Fragata Fregattenkapitän



Capitan de Corbeta Korvettenkapitän



Teniente de Navio Kapitänleutnant



Teniente de Fragata Oberleutnant

Uniformen



Felddienstuniform für Soldaten der Landstreitkräfte



Ausgangsuniform für Soldaten der Landstreitkräfte



Felddienstuniform für Offiziere der Land- und Luftstreitkräfte



Dienstuniform für Stabsoffiziere der Landstreitkräfte

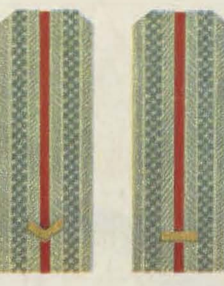


Dienstuniform (Sommer) für Offiziere der Landstreitkräfte



Dienstuniform für Offiziere und Maaten





Capitan
Hauptmann

Primer
Teniente
Oberleutnant

Teniente
Leutnant

Subteniente
Unterleutnant

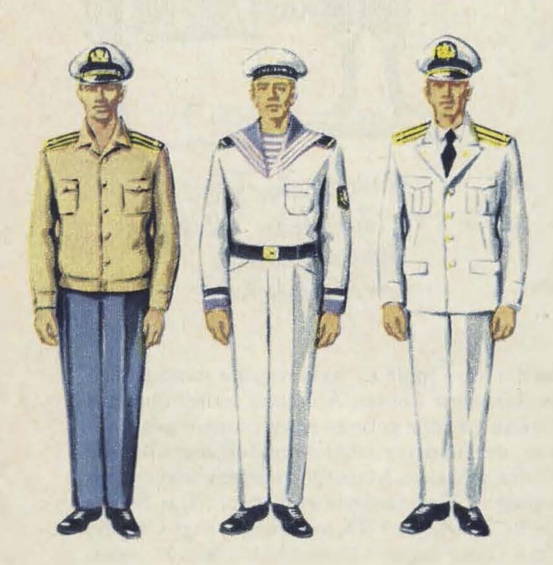




Teniente
de Corbeta
Leutnant

Alferez
Fähnrich

Nationalitätenkennzeichen der
Luftstreitkräfte



Dienstuniform
für Stabsoffiziere
und Offiziere

Ausgangsuniform
(Sommer)
für Maaten
und Matrosen

Ausgangsuniform
(Sommer)
für Stabsoffiziere,
Offiziere

FAR-Mosaik

Der Gründungstag der Revolutionären Streitkräfte Kubas (FAR-Fuerzas Armadas Revolucionarias) ist der 2. Dezember 1956.

Oberster Befehlshaber der FAR ist Dr. Fidel Castro Ruz, Erster Sekretär des ZK der Kommunistischen Partei Kubas sowie Vorsitzender des Staats- und Ministerrates.

Die neuen Dienstgrade, die seit 1976 in der FAR gebräuchlich sind, entsprechen denen der sozialistischen Armeen. Nunmehr lauten die Dienstgradbezeichnungen: Soldado – Soldat, Cabo – Gefreiter, Sargento de Tercera – Unteroffizier, Sargento de Segunda – Feldwebel, Sargento de Primera – Oberfeldwebel. (Offiziersdienstgrade siehe Farbtafel)

Minister der FAR ist Raúl Castro Ruz, seit 1976 Armeegeneral.

Der Grundwehrdienst dauert laut Gesetz über die Wehrpflicht, vom November 1963, drei Jahre.

Mit 16 Jahren werden die Wehrpflichtigen gemustert und frühestens in dem Jahr einberufen, in dem sie 17 Jahre alt werden. Die Einberufungen erfolgen jeweils im Mai/Juni und im November/Dezember jedes Jahres.

Alle Kommandeure sowie 85 Prozent aller Offiziere sind Mitglieder der KP oder des Kommunistischen Jugendverbandes Kubas (UJC).

Die historische „Granma", restauriert von sowjetischen und kubanischen Experten, hat 1976 einen Ehrenplatz in einem Glaspavillon neben dem Revolutionsmuseum im Zentrum Havannas erhalten.

Das Jugendarbeitsheer (EJT – Ejercito Juvenil del Trabajo) gehört ebenfalls zur FAR. Seine Soldaten haben neben der militärischen auch wichtige volkswirtschaftliche Aufgaben zu erfüllen.

Die Militärakademie „General Maximo Gomez" wurde 1976 in der Nähe Havannas eröffnet. Ihre Hörer, fast ausschließlich Arbeiter und Bauern, sind alle Mitglieder der KP Kubas. Die Studienzeit an der Akademie beträgt drei Jahre und schließt ein einmonatiges Truppenpraktikum ein. Künftig soll die Ausbildung obligatorisch in russischer Sprache erfolgen.

Die maritimen Führungskader werden an der Akademie der Revolutionären Kriegsmarine (Marina de Guerra Revolucionaria) ausgebildet.

Frauen und Mädchen, die mindestens 17 Jahre alt sind, können freiwillig aktiven Wehrdienst leisten; dabei steht ihnen auch die Offizierslaufbahn offen.

Der Offiziersschule „General Antonio Maceo" obliegt die Ausbildung von mot. Schützen-, Panzer-, Nachrichten- und Pionieroffizieren, die von Artillerieoffizieren der Offiziersschule „Comandante Camilo Cienfuegos". An beiden Lehranstalten dauert das Studium drei Jahre.

Am Militärtechnischen Institut in Havanna beträgt die Studienzeit für Ingenieure und Techniker der FAR fünf bzw. vier Jahre.

Die Moncada, ehemals zweitgrößte Festung des Landes, beherbergt seit 1959 in ihren Mauern das Revolutionsmuseum und die Schulstadt „Ciudad Escolar 26 de Julio", in der über 6000 Kinder lernen.

In militärischen und militärtechnischen Kursen bereiten sich die Jugendlichen auf ihren Wehrdienst vor. Es gibt hier bereits auch Möglichkeiten für die Spezialausbildung als Militärkraftfahrer, Funker, Mechaniker, Sanitäter und andere Laufbahnen.

„Verde olivo" nennt sich das zentrale Publikationsorgan der FAR. Es erscheint wöchentlich. Im gleichen Zeitraum werden außerdem noch in den Land-, Luft- und Seestreitkräften sowie in den Militärbezirken Armeezeitungen herausgegeben.

„Sierra Maestre", der Sportklub der FAR ist seit 1969 Mitglied des SKDA. Im vergangenen Jahr trafen sich Vertreter von 23 Armeesportorganisationen in Kuba während der IV. Sommerspartakiade der SKDA.

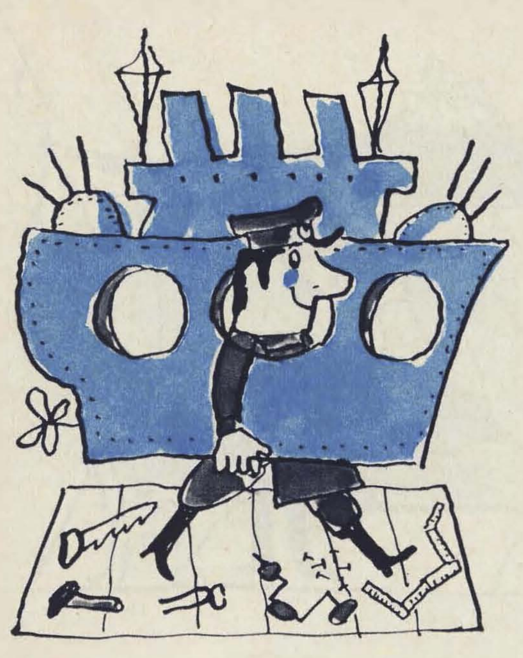
Der 3. August wird in Kuba als Tag der Revolutionären Seekriegsflotte begangen. An diesem Tag vor nunmehr fünfzehn Jahren erhielten die Seestreitkräfte von der Sowjetunion moderne Kampfschiffe, ausgerüstet mit Artillerie, Torpedos und Raketen.



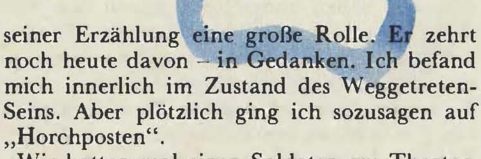
Die Geschichte erfuhr ich, als ich in der Theaterkantine in X auf eine junge Künstlerin, Frau Rosalinde H., wartete. Frau H. hatte in einem Fernsehfilm die nicht sehr umfangreiche Rolle einer äußerst verständnisvollen Offiziersgattin so reizend gespielt, daß sie nun auch als Künstlerpersönlichkeit in die Zeitung gelangen sollte. Ja, man sprach sogar von einem möglichen Körner-Preis.
Ich saß also in der gläsernen Kantine, die wie ein Badehäuschen am Vogelbauer an besagtem Theater hängt, und war innerlich ganz auf Frau H. eingestellt. – Wie war es Ihnen möglich, die Rolle so bewegend zu gestalten? Sind eigene Erfahrungen in Ihr Spiel eingeflossen? Fragen also, wie sie das Leben stellt.
Ich wartete. Die Atmosphäre war etwas verqualmt, jedoch angenehm. In Theatern ist die Kantinenatmosphäre meist angenehm, selbst an Tagen, da Stücke wie „Die Matrosen von Cattaro“ gespielt werden, in denen nur die Herrenmannschaft auf der Bühne steht. Hinter der Bühne haben trotzdem die Kolleginnen vom Theater ihre großen und kleinen Auftritte. Und meist sind das sehr hübsche Kolleginnen. Ich beschloß, in der Theaterkantine zu Mittag zu essen und mich mithin den Überraschungen des Kasernenessens zu entziehen. Hier muß ich einfügen, daß ich als Uniformierter stets eine große Anziehungskraft auf Menschen ausübe, die jenes ausgeprägte Mitteilungsbedürfnis haben, das besonders an Freitagabenden zum Massenbedürfnis wird. So war ich auch durchaus nicht überrascht, als ein älterer Mime, der etwas unsicheren Schrittes die Kantine betrat, sofort auf mich zusteuerte, als er meiner gewahr wurde.
Mit diesem Kollegen kam ich dann auch sogleich ins Gespräch, obwohl er es eigentlich war, der mit mir ins Gespräch kam. Ich erfuhr, daß er den Lear nur deshalb nicht spiele, weil der Oberspielleiter Angst habe, ihn vorzeitig



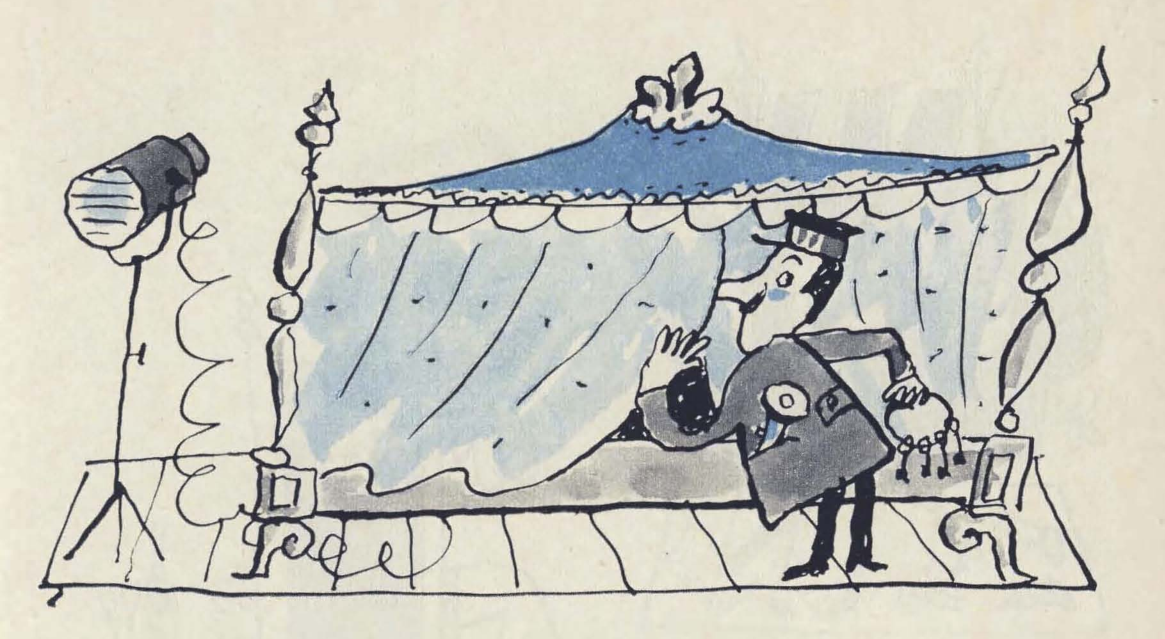
an die Metropole zu verlieren, die ständig nach erstklassigen Leuten Ausschau halte. Nur aus diesem Grunde gebe er einen namenlosen Offizier, der im dritten Akt einmal stumm über die Bühne schreitet. Mein Offiziersherz schlug dem seinen in Kameraderie entgegen. „Das Soldatische ist wie eine Tätowierung“, sagt Granin, „man kann es nicht abwaschen.“ Was Wunder, daß auch das Militärische fortan unser Gespräch bestimmte. Die Kriegserlebnisse meines namenlosen Offiziers übergehe ich. Jedermann kennt derlei. Er war Furier gewesen, und so spielte ein Rucksack voller Schnapsflaschen in







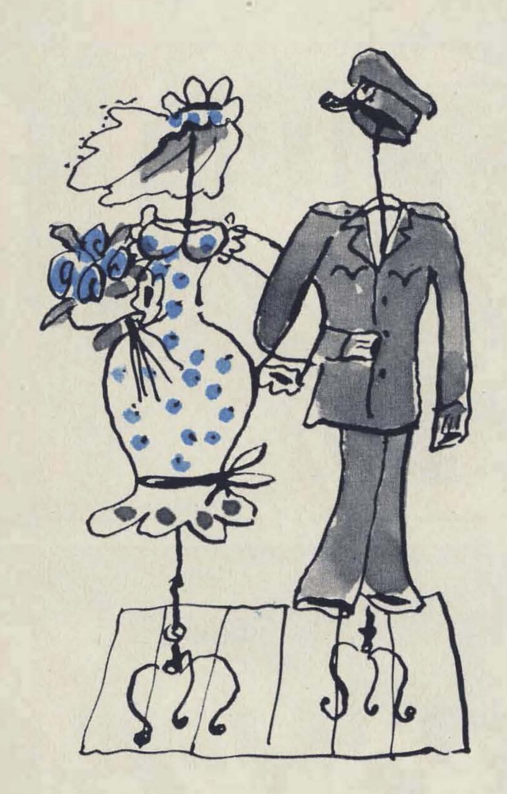
seiner Erzählung eine große Rolle. Er zehrt noch heute davon – in Gedanken. Ich befand mich innerlich im Zustand des Weggetreten-Seins. Aber plötzlich ging ich sozusagen auf „Horchposten".
„Wir hatten mal einen Soldaten am Theater. Der hat sogar hier übernachtet, weil er nicht in seine Kaserne zurück konnte. ‚Ein Vogel und kein Nest...!' Hacks, Lobositz"
Teufel noch mal, roch das nach einer Geschichte. Vergessen war die ebenso hübsche wie unpünktliche Frau Rosalinde H. Ich holte eine Flasche Serschin-Wodka von der Theke, um das Mitteilungsbedürfnis der Schweigewaffe des Oberspielleiters wachzuhalten. Aber ach, das Gegenteil trat ein. Die Sinne des Mimen verwirrten sich mehr und mehr, und ich bin genötigt, die Geschichte des Soldaten aus Bruchstücken zusammenzufügen, wie ein Archäologe, der aus Scherben einen Krug zusammensetzt. Für die fehlenden Stücke bitte ich um Verständnis.
Es kann zehn Jahre her sein, vielleicht auch fünfzehn, da sollte am Theater in X zum Zwecke erhöhter Wehrhaftigkeit der Bezirksstädter das bekannte Stück eines bekannten Dramatikers gegeben werden, in welchem ein Panzerkreuzer der Ort des Geschehens ist. Der Regisseur übertrug quasi diesem Panzerkreuzer die Hauptrolle, was heißt, er ließ ihn großmächtig und möglichst naturgetreu auf der Bühne vor Anker gehen. Bevor es aber dazu kam, mußte ein militärisches Großbauvorhaben bewältigt werden, das die Kräfte der Theatertischlerei weitaus überstieg. Es bedurfte eines zusätzlichen Tischlers. Diesen Tischler zu erreden, begab sich der Intendant des Theaters zum Kommandeur der Garnison. Bei diesem Treffen wurde ein Stück auf Königsebene gegeben, dessen Handlung durchaus spannungsreich verlief.
„Ein Tischler ist kein Tischler mehr, wenn er die Uniform trägt, sondern ein Soldat", meinte der Kommandeur knapp und unwiderruflich. „Er muß lernen, Soldat zu werden. Tischlern, das kann er."
„Zugegeben", sagte der Intendant, „zugegeben. Jedoch, lieber Genosse Kommandeur, ist dieses Stück kein gewöhnliches. Es ist ein Beitrag. Ein Beitrag zur sozialistischen Wehrerziehung. Und diese kann ja wohl der NVA" – er sprach die Abkürzung selbstverständlich aus – „nicht gleichgültig sein. Oder sollte ich mich da irren?" Beiläufig erwähnte er noch, daß auch die Bezirksleitung hinter dem Stück stehe. „Der Genosse Y persönlich..." Mit diesem



Argument war den Verhandlungen aus der Sackgasse herausgeholfen, und sie bewegten sich fortan auf der freien Bahn der Konstruktivität. Schließlich schieden die beiden Leiter im Einvernehmen und als Freunde. Und ein Soldat, ein Meister im Tischler-, aber noch ein Lehrling im Soldatenhandwerk, erhielt den Befehl, alle seine Kräfte vorübergehend dem Panzerkreuzerbau zu widmen.
Hier nun muß erläutert werden, daß diese Art von sozialistischer Militärhilfe natürlich einen Haken hatte, da es unter den vielen Vorschriften und Weisungen eine gibt, der das Umfunktionieren von Soldaten in der beschriebenen Art widerspricht. Nur gut, daß sich derlei Verstöße immer nur in der Vergangenheit zugetragen haben, niemals jedoch in der Gegenwart.
Der Soldat jedenfalls trat pünktlich jeden Morgen um acht in der Tischlerwerkstatt seinen Dienst an und erwies sich als ein wirklicher Meister seines Faches. Nicht nur, daß der Panzerkreuzer unter seinen Händen zusehends Gestalt annahm. Er polierte die mahagonifurnierte Tischplatte in der Wohnung des jugendlichen Helden wieder auf, halbierte den Rahmen der Doppelbettcouch der ersten Liebhaberin, die ihren unwürdigen Freund nunmehr endgültig verstoßen hatte, und vollbrachte sein Meisterstück an einem Empirestuhl, den eine süße Schauspielelevin für zwei Monatsgagen bei einer Nachlaßversteigerung erworben hatte. Das Prachtstück war durch Alter und lieblose Behandlung so hinfällig geworden, daß es nicht einmal mehr auf seinen vier Beinen zu stehen vermochte. Es war die Arbeit eines Tischlers nicht, es war die eines Restaurators, eines Künstlers also, die ihm wieder zu Stabilität und Schönheit verhalf. Wie es hieß, trug der Soldat das gerettete Kunstwerk eigenhändig in die Wohnung der jungen Dame.
All diese kleinen Gefälligkeiten verzögerten einerseits etwas die Vollendung des Panzerkreuzers, ließen andererseits jedoch den Soldaten zu einem äußerst geschätzten Mitglied der großen Familie des Ensembles werden, ja zu einem Liebling desselben. Das Leben unter Künstlern aber ließ machtvoll ein Bedürfnis aus dem Soldaten hervorbrechen – nach Kunst. Er teilte seinem Kommandeur mit, daß nun, da sich die Arbeiten ihrem Abschluß näherten, auch die Abendstunden zur Vollendung des Werks nötig seien und erhielt Ausgang bis vierundzwanzig Uhr.
In der Endphase der Arbeit sah man ihn abends oft in der Vorstellung. Einige Stücke besuchte er, wann immer sie gegeben wurden. Es handelte sich um all jene Aufführungen, in denen eine gewisse Elevin, Besitzerin eines Empirestuhls, auftrat. An einem solchen Abend geschah es. – Ich versichere, daß die Sinne meines namenlosen Offiziers bis zu dieser entscheidenden Wende in der Geschichte, die ich aus seinem Munde erfuhr, durchaus noch nicht so verwirrt waren, daß an der Wahrhaftigkeit des Geschilderten zu zweifeln gewesen wäre. Er war ihrer noch so mächtig, sich eine zweite Flasche Serschin zu bestellen, auf meine Rechnung.
An besagtem Abend also trug es sich zu, daß Alarm ausgelöst wurde und die Einheit unseres Soldaten „'rausflog", wie es im Militärjargon so treffend heißt. Schon zuvor hatte es – der Alarm kam völlig überraschend – keinen Ausgang gegeben, und die Truppe war mithin in

der . . . , netter Kollege, aber leider mit O-Beinen. Macht sich nicht gut bei Stiefelrollen. – Ich gab den Feldjäger, gehobenes Charakterfach." Ich habe nachgeschlagen, der Feldjäger hat sieben Sätze.
Jedenfalls sah der Soldat offenbar in dem preußischen Major wenngleich keinen Vorgesetzten, so doch eine Respektsperson. Und so nahm er den Rat an, nicht in die Einheit zurückzukehren, sondern die Nacht im Theater zu verbringen. „Ein Bett wird sich doch wohl finden lassen", meinte Tellheim. Es fand sich. In jedem Theaterfundus befinden sich Betten. Was wäre das Theater ohne Betten? In den Stücken der Klassiker sind sie vorzugsweise die Stätte des Sterbens, in denen der spätbürgerlichen Dramatiker Austragungsort heftigster Leidenschaften und in Baierls „Frau Flinz" stumme Zeugen nächtlicher Monologe. Für unseren Soldaten fand sich das Sterbebett des Maximilian Moor. Major Tellheim selbst brachte dem Soldaten seinen eleganten Bademantel mit den gepolsterten Schultern und ein Paar bequeme Filzschuhe, die er regelmäßig in der langen Pause zwischen dem 12. Auftritt des 1. Aufzuges und dem 8. Auftritt des 2. Aufzuges statt der drükkenden Langschäfter anzog. „Wo das Herz reden darf, braucht es keiner Vorbereitung." Er sprach mit Vorliebe in Zitaten aus seinen Rollen, wie wir schon bemerken konnten. Als

Fortsetzung auf Seite 81

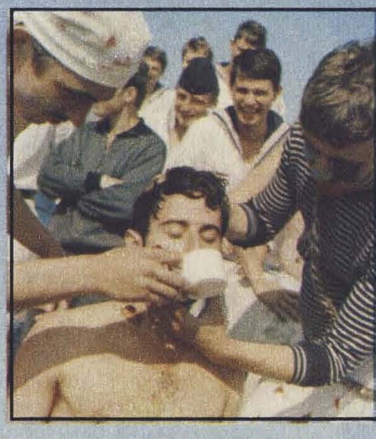


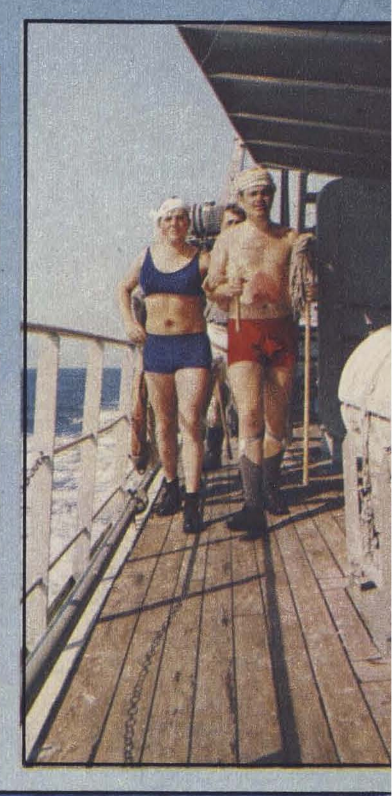
schöner Vollzähligkeit versammelt, bis auf einen Mann, den unseren. Der wurde einfach vergessen. O Unordnung! Als ihn die Kunde – auf welchem Wege auch immer – ereilte, befanden sich seine Genossen bereits im Konzentrierungsraum. Der Soldat war ratlos, ja verzweifelt. Was sollte er tun?
„Warum eilte er nicht auf dem schnellsten Wege in die Kaserne?" fragte ich den Mimen. Eine Wache müsse doch zurückgeblieben sein. Die Gründe dafür bleiben ungeklärt. Es handelt sich hierbei um eines jener fehlenden Bruchstücke.
„Tellheim riet ihm zu bleiben. ‚Mensch, mach mich nicht rasend! Wo willst du hin? Bleib!'" empfahl er dem verwirrten Soldaten.
„Was hat dieser Tellheim mit der Sache zu schaffen?"
„Wir gaben an jenem Abend die ‚Minna' – ‚Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück'". – Ich muß gestehen, daß mich dieser gar zu beziehungsvolle Zusammenhang etwas mißtrauisch machte. „Den Tellheim spielte



In der Nacht attackierten die aufgewühlten Wogen wie eine tausendköpfige Meute Schlachtrösser den stählernen Leib unseres Schiffes, auf daß es nur so ächzte und stöhnte. Hochauf spritzte der Sturm die Gischt von ihren zerzausten Mähnen, hinein auf die Brücke zu Steuermann und Rudergänger. Erst der goldenseidene Glanz der aus dem Meere steigenden Sonne beruhigte die Gewalten. Bald plätscherte das Meer wie ein wohltuender Badesee an unserem Bord. Die Stille war wie Musik. Da polterte es jäh die Niedergänge herauf. Ein bunter Haufe besetzte das Deck. Piraten, Gaukler, eine unrasierte „Dame", an deren Arm Neptun schritt. Herr aller Ozeane und Meere, wie er lauthals mit kratzigem Baß der Besatzung mitteilte. Sogar das Meer plätscherte nicht mehr, lag glatt wie ein Spiegel zu



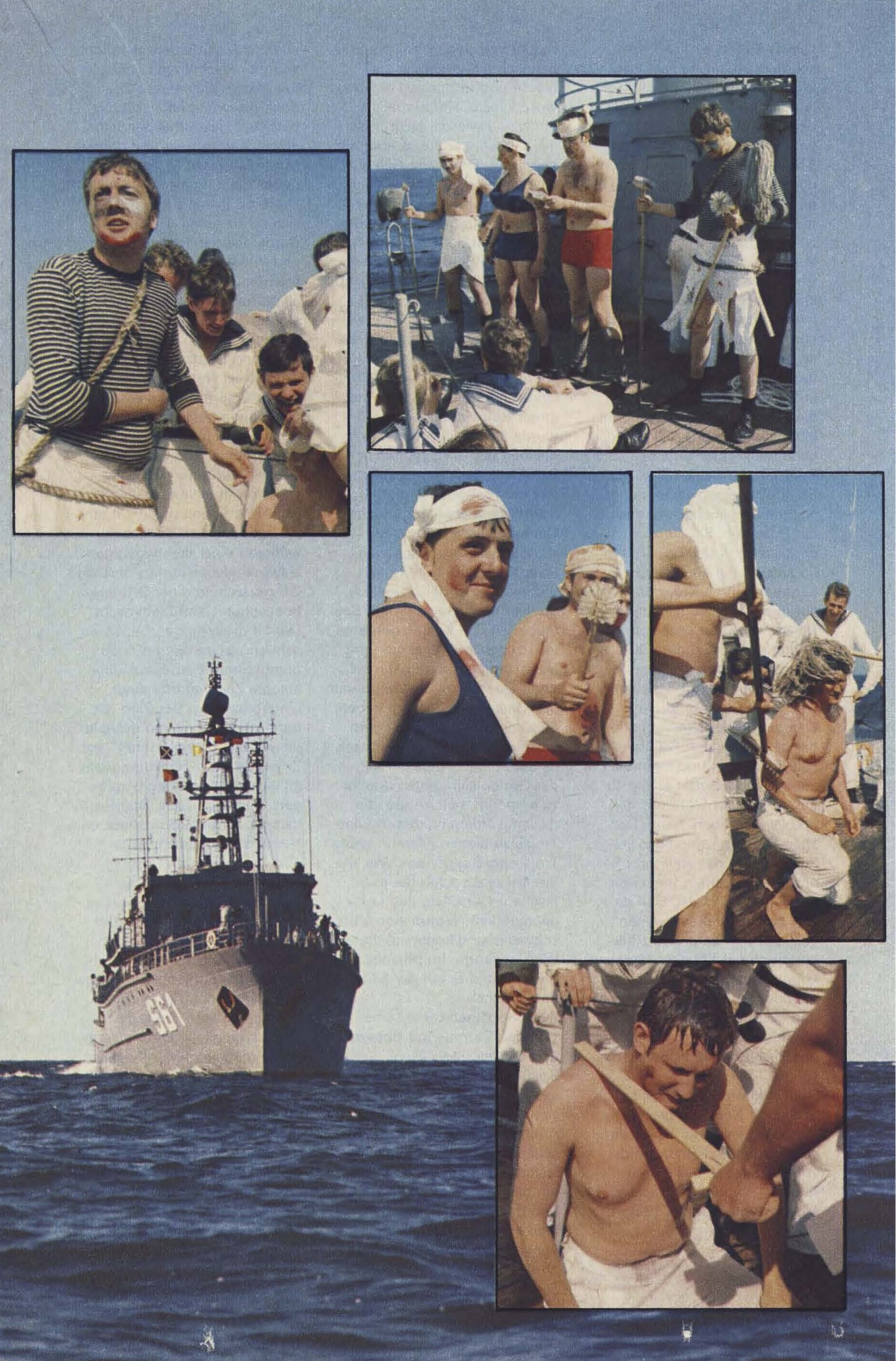








Steckbrief eines Wundertäters


561

seinen Füßen. Er habe, so schrie er weiter, Respekt gewonnen vor den tapferen Seeleuten, die seinem Willen und dem Sturm getrotzt hätten. So wolle er Wunder tun, hier an Bord die Standhaftesten nach etlichen Waschungen, dem Genuß eines Feuerquallencocktails und einer rituellen Taufe zu „Verdienten Seefahrern" ernennen. Ein brachiales Geheul seines Gefolges bekräftigte Neptuns Rede...

Immer wenn ich meine Fotos von diesem Spektakel betrachte, frage ich mich, wer ist Neptun? Welchen Götterrang hat er? Warum traktiert er gerade die Fahrensleute? Also suchte ich nach Antwort. Alle Lexika, auch die „Allgemeine deutsche Real-Enzyklopädie für gebildete Stände", Leipzig 1835, nennt Neptun im gleichen Atemzuge mit Poseidon. Ein Doppelgängerdasein? In der Tat. Schuld daran sind die alten Römer. Lange vor ihren Kreuzfahrten auf dem Mittelländischen Meere verehrten sie Neptun als Schöpfer und Bändiger des Pferdes. Bei ihren Reisen übers Meer trafen sie auf die alten Griechen. Diese huldigten einem Gott des Wassers und der befruchtenden Feuchtigkeit, Poseidon, und meinten, da auch damals Götter selten zu Fuß gingen, er fahre mit Roß und Wagen übers Meer. Den alten Römern schien das verlockend. Für das Heil ihrer See- und Räuberfahrten brauchten auch sie einen Gott. Und da es hier bei den Hellenen einen gab, der sich darauf verstand und auch mit Pferden umgehen konnte, sparten sie die Ernennung eines neuen Gottes und übertrugen ihrem Neptun nun auch noch das Handwerk des Poseidon. Plausibel ist das schon.

Die Herkunft Poseidons, sprich also auch Neptuns, belegt die Mythologie mit der Verbindung von Kronos und Rhea, beide von Götteradel, aus der ein Knabe – Neptun – entsprang. Da sein Vater Kronos (Saturn) Kinder verschlang, soll Neptun heimlich außer Landes gebracht und in Böotien erzogen worden sein. Herodot allerdings will wissen, Neptun sei aus Libyen, konnte es aber nie beweisen. Einig sind sich alle Überlieferer, daß er das Meer bewegt, beruhigt, erschüttert und besänftigt. In Nebenfunktion blieb er der Beschützer der Wettrennenden, schließlich hatte man ihm nie und nirgends die Verantwortung über das Pferd abgenommen. Allen erschien er immer mit dem Dreizack in der Hand, der Waffe der alten Seefahrer auf dem Mittelländischen Meere. Sie diente ihnen zum Harpunieren und wurde an fremder Küste als Zeichen der Besitznahme in die Erde gestoßen. Neptun heiratete die Nymphe Amphitrite, zeugte zwei ehelich göttliche Nachkommen, Triton und Rhode, dazu unzählige weltliche Knaben und Mägdlein. Sicher hatte er dafür zahllose Stellvertreter. Gewalttätige Seeräuber an den Küsten gehörten in Urzeiten zur Tagesordnung. Nachkommenschaft nach solchen Überfällen, die konnte nur der Meeresgott gezeugt haben. Frisches Blut war allzeit gern gesehen. Neptun nahm schließlich am unglücklichen Versuch der Götter, sich gegen Jupiter zu empören, teil. Wurde von diesem verdammt, dem Könige Trojas zu dienen. Neptun baute Troja eine Burgmauer. Wie alle Könige zahlte auch der trojanische ungern. Um den Lohn geprellt, ließ Neptun eine Überschwemmung kommen, die sein Werk zerstörte. Im trojanischen Kriege stand er auf der Seite der Griechen.

Zwischendurch tat er seine Wunder. Stürmte mit Rössern und Wagen übers Meer. Spaltete Gebirge, bis Quellen aus den Felsen entsprangen, schützte Schiffe und Häfen. Auch Schiffbrüche ließ er geschehen, dann, wenn man ihn lästerte. In alten Zeiten soll er vor allem auch der Erde Halt und Stütze gegeben haben, weil man das Meer als die allgemeine Umgebung der Erde ansah.

Die bildende Kunst stellte ihn wie das Meer leidenschaftlich, erregbar, deshalb mit gefurchten Zügen, ältlicher als Zeus, doch diesem ähnlich, oft mit feuchtem, niederhängendem, etwas wirrem Haar und derber Muskulatur dar. Meist ist er unbekleidet, immer mit dem Dreizack, selten ruhig oder sitzend zu sehen. Die alten Römer feierten ihm zu Ehren und in der Hoffnung auf befruchtende Feuchtigkeit die Neptunalien, festliche Spiele, am 23. Juli.

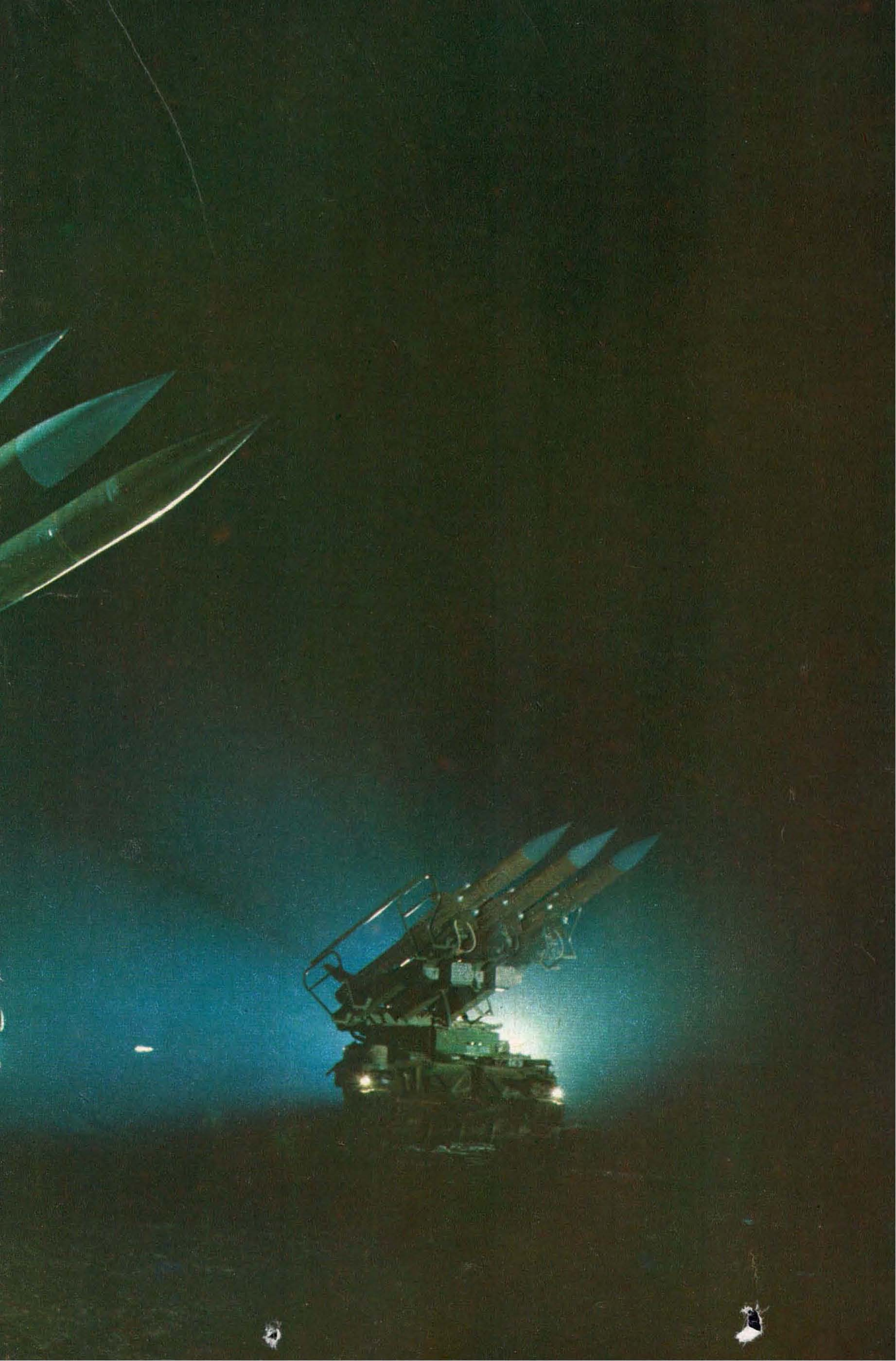
Soweit mein Exkurs in Mythologie und Lexika. Doch welcher Wunder ist Neptun heute mächtig, da Schiffe zunehmend von Computern gesteuert werden, fremde Küsten televisionell ins Wohnzimmer kommen und Rösser bald unter wirkungsvollem Naturschutz stehen? Neptun erschien uns nicht am 23. Juli, doch im Sommer während einer mehrwöchigen Navigationsbelehrungsfahrt mit Offiziersschülern der Offiziershochschule „Karl Liebknecht". Der für diese jungen Genossen sehr angespannte und noch ungewohnte Borddienst über längere Zeit bedurfte einer Unterbrechung. Der Plan der politischen Arbeit sah deshalb einen „Seemannssonntag" vor. Er wurde nach der Sturmnacht an einem Donnerstag begangen. Disko mit Quiz, Sportwettkämpfe auf dem Bootsdeck und Neptuns Erscheinen waren also beabsichtigtes „psychisches Training", man kann auch Entspannung sagen. Die Schüler amüsierten sich, und lernten dabei, wie sie selbst einmal als Offiziere und Kommandanten auf langem Seetörn ihrer Mannschaft einen Spaß bereiten können. Neptuns Wundertätigkeit? Oh, sie liegt darin, für seine hohe Person phantastisch derbe Reden, Erlasse, Dekrete, Gesetze und Urkunden verfassen zu können. Sie sollen oft nicht ohne tieferen Sinn sein, wie manches in den Mythen der alten Griechen und Römer.

Raubeg
Fotos: E. Gebauer

Foto: Manfred Uhlenhut




ar



Knut tanzte über den Bahnhofsvorplatz. Manchmal blieb er stehen, hob die Mundharmonika in die Höhe und rief: „Mensch, ich bin Vater!"
Die Vorübergehenden dankten für diese Information mit einem Lächeln, einem Nicken, einem Händedruck, mit dem Wort „Gratuliere!"
Das „Mensch, ich bin Vater!" bewirkte einige kleine Wunder. In der Bahnhofsmitropa wurde der junge Vater sofort bedient („Säuglinge und ihre Väter müssen viel trinken!"), im Zugabteil trat ihm ein älterer Mann mit sichtlichem Vergnügen seinen Fensterplatz ab („Junge Väter müssen den Überblick behalten!"), der Zugschaffner verzichtete auf die Fahrkartenkontrolle („Junge Väter werden von der Reichsbahn wie kleine Kinder behandelt!"), und der Chef des Mitropaspeisewagens servierte wie ein Interhoteloberkellner auf einem riesigen Tablett Kaffee und Kognak, freilich auf Knuts Kosten.
Viele, die meisten wortreich, die wenigsten wortarm, gratulierten ihm. Einige wollten immer wieder mit ihm anstoßen. Freude und Alkohol stiegen Knut zu Kopf. Und plötzlich war ihm das alles zuviel.
Auf einer größeren Station nahm er unter einem ziemlich lallend gesprochenen Vorwand einen Stellungswechsel vor, quartierte sich auf dem Gang eines anderen Waggons ein und sagte kein Wort mehr davon, daß er Vater geworden war.
In L. stieg sie zu. Knut fiel vor Begeisterung (oder Alkohol?) fast um. Doch Sekunden später stand er da wie bei der Vergatterung, denn eine innere Stimme hatte befohlen: Augen weg von dem jungen Weib! Du bist jetzt Vater!
Aber zu dieser inneren Stimme gesellte sich eine zweite, die der ersten vorwarf, Knut ungerecht zu behandeln, denn immerhin sei der junge Vater doch erst zwanzig und unverheiratet. Die erste Stimme forderte die zweite gebieterisch zum Schweigen auf, denn schließlich sei ja sie, die erste Stimme, für die Ordnung in Knuts Innenleben verantwortlich.
In diesem Moment stand das Mädchen neben Knut. Die erste Stimme forderte: Sieh zum Fenster hinaus! Na, ist das nicht eine wundervolle Landschaft?
„Eine wundervolle Landschaft", sagte Knut. Das Mädchen nickte fröhlich. So kamen sie ins Gespräch.
„Da ich im 5. Semester Psychologie studiere", sagte das Mädchen dann unvermittelt, „darf ich mir die Frage erlauben, ob Ihr ‚wogender See' in Ordnung ist?"
„Was für ein wogender See?"
Das Mädchen lächelte spitzbübisch, als habe es diese Gegenfrage erwartet. „Das Wort Seele kommt von dem Wort ‚saivala', und ‚saivala' bedeutet soviel wie ‚wogender See'".
„Dann werde ich", meinte Knut schmunzelnd, „meinem Kompaniechef sagen, daß ich mit Herz und Saivala meinen Dienst versehe."
Als das Gespräch diesen heiteren Verständigungsgrad erreicht hatte, entschied sich das psychologische Mädchen für die bewährte Interview-Methode.
„Sind Sie schon 25?"
„In 5 Jahren, Verehrteste."
„Etwa schon verheiratet?"
„Wo denken Sie hin!"
Das Mädchen überlegte. Der Soldat gefiel ihr. Die weitere Unterhaltung war ein kleines Gefecht, in dem beiderseitig alle Waffen des heiteren Geistes eingesetzt wurden.
„Wo steigen Sie eigentlich aus?" fragte Knut dann unvermittelt. Das Mädchen, das leichte Zittern seiner Stimme bemerkend, sah ihn verständnisvoll an.
„Bald", antwortete sie leise. Sie rückten näher zueinander, und Knut gestand: „Ich bin noch nie so herrlich Zug gefahren."
Die Bahn hielt. Eine junge Frau,

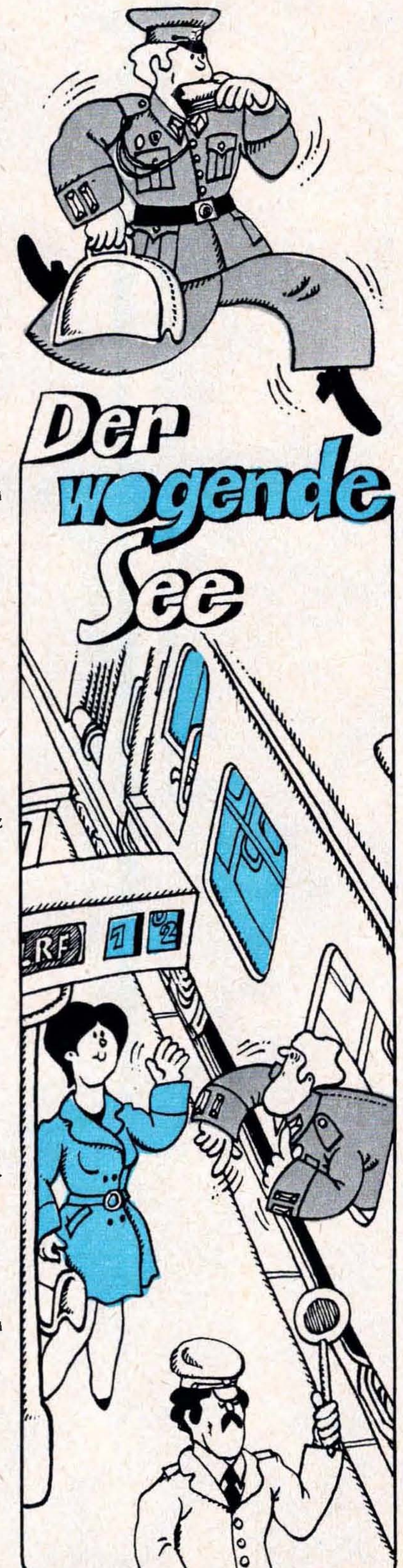


Illustration: Detlef Schüler

die keine Hand frei hatte, eilte platzsuchend am Zug entlang.
„Helfen Sie mir doch bitte", rief sie dem Soldaten am geöffneten Fenster zu. Knut eilte zur Tür. Mit einer Babytragetasche kam er zurück.
„Ich soll es mal halten. Die junge Frau..."
Das Baby schlief.
„So schön schlafen nur kleine Menschenkinder", flüsterte das Mädchen.
Knut schluckte verlegen.
„Dein ‚wogender See'! Sicher liebst du Kinder!"
Knut antwortete nicht sofort. Sein Gehirn arbeitete wie eine Zentrale für Blitzgespräche. Die erste innere Stimme meldete sich zu Wort, denn sie wollte, daß er nun endlich die Wahrheit sagt.
„Ja, ich liebe Kinder. Weißt du, ich liebe sie sehr, weil ich..."
In diesem Augenblick nahm ihm die junge Frau mit vielen Dankesworten das Baby wieder ab.
„Was wolltest du sagen?"
Die zweite innere Stimme wetterte wie ein Rohrspatz, doch die erste wehrte sich erbittert und schien nur noch mehr an Autorität zu gewinnen. Knut rieb sich die linke Schläfe.
„Ist was?"
„Ein kleiner Schmerz. Schon vorbei."
„Bei dem einen selten und bei dem anderen oftmals kommt der wogende See in Bewegung", philosophierte das psychologische Mädchen. „Wenn diese Bewegung eine bestimmte Stärke erreicht, dann tut das richtig weh."
Die kennt das Leben, dachte Knut, ist klug, kontaktfreudig, schön.
„Grüble nicht in Gegenwart einer Dame", scherzte das Mädchen, „sag mir lieber noch ein paar nette Worte, denn ich muß bald aussteigen." Da er noch immer keine Antwort gab, fügte sie zärtlich hinzu: „Ich will dich doch in guter Erinnerung behalten."
Knut quälte sich mit einer lustigen Geschichte aus dem Soldatenalltag. Schließlich erzählte er noch einen Witz. Sie lachten, aber es war nicht mehr das Lachen wie vor zwei Stunden. Das Mädchen schaute auf ihre Armbanduhr.
„Fahrplanmäßig müßte ich in 6 Minuten da sein."
„Ich, ja, hm, möchte dir noch etwas sagen."
Sie klopfte mit dem Zeigefinger auf seine linke Brusttasche. „Etwas von dem da, von Herz und Saivala?"
„Ja, ich, na ja, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll."
„Folgen Sie mir unauffällig. Überlegen Sie dabei gründlich, was Sie mir sagen wollen, mein Herr."
Sie gingen zur Tür.
„Du bist verheiratet, nicht wahr?"
„Nein, bei meiner Soldatenehre, das bin ich nicht."
„Doch nicht etwa geschieden und Vater von 5 Kindern, die alle bei ihren blutjungen Müttern leben."
Knut lächelte.
„Ja, wenn's ins Übungsgelände geht, dann hocken auf den Fensterbrettern aller Häuser kleine Kinder und rufen: ‚Vater, Vati, Papa, Papi'."
„Und dafür hat der Genosse Soldat die Schützenschnur bekommen, nicht wahr."
„Und das Sportabzeichen in Gold."
Das Mädchen zog an seiner Schützenschnur.
„Und das Abzeichen Für gutes Wissen. Allerdings nur in Bronze."
Der Zug hielt. Der Bahnhofssprecher verkündete drei Minuten Aufenthalt. Knut hob das Mädchen vom Trittbrett auf den Bahnsteig.
„Wollen wir schnell noch etwas trinken?"
„In drei Minuten?"
„In drei Minuten passieren auf dieser Welt die unglaublichsten Dinge, Mädchen."
„Das ist mir bekannt, Junge."
„Dann rauchen wir schnell noch eine."
„Beim Abschied rauche ich nicht."
Er steckte die Zigaretten wieder ein und zertrat mit unruhigen Füßen die kostbaren Sekunden.
Dann hatten sie nur noch eine Minute. Er nahm ihre Hände.
„Ich fahre jetzt zu dem Mädchen, mit dem ich noch nicht verheiratet bin. Und da lerne ich dich kennen."
„Einsteigen bitte!" schnarrten die Bahnhofslautsprecher. Menschen liefen aufgeregt durcheinander. Türen knallten.
Egal, was passiert, dachte Knut, nahm ihren Kopf in seine Hände und küßte sie auf den Mund.
Der Zug fuhr schon an. Er sprang auf, schlug die Tür zu, riß das Fenster herunter. Sie lief neben dem Zug her.
„Ich bin..." Die E-Lok pfiff schrill. Auf einem Nebengleis donnerte ein Güterzug.
„Ich bin Vater..." Lärm und Zugluft zerrissen das dritte Wort dieses Geständnisses.
„Ich bin Vater geworden! Ich bin Vater geworden!" brüllte Knut.
Das Mädchen hörte ihn nicht mehr.
Knut fühlte eine Hand auf seiner Schulter.
„Laß es gut sein, Soldat, nun wissen es alle."
Knut drehte sich langsam um. Vor ihm stand der ältere Mann, der ihm mit sichtlichem Vergnügen seinen Fensterplatz abgetreten hatte.
„Ist dir nicht gut, Junge?"
Knut flüsterte: „Wissen Sie, was ich in meinem Leben zum ersten Mal sah? Den wogenden See, ja, den wogenden See. Ganz, ganz nah."
Der Ältere lächelte verständnisvoll und schob ihn von der Tür weg durch den Gang.
„Ich dachte immer", sagte er dabei, „Liebe macht blind. Nun ist es umgekehrt. Dir hat die Liebe die Augen geöffnet. Schön ist das, wunderschön. Die Jugend erlebt eben immer wieder neue Wunder."

Unteroffizier d. R.
Kurt-Rudolf Böttger

ELEVEN







Квадратная функция и ее график

Militärparade auf dem Roten Platz in Moskau. An der Spitze marschiert traditionsgemäß eine Einheit junger Trommler. Diszipliniert. Die Linien schnurgerade ausgerichtet. Der exakte Paradeschritt konkurriert mit dem der Großen. Aller Augen sind auf sie gerichtet, auf die Nachfolger jener jungen Helden der Revolution und des Bürgerkrieges, die in vielen Liedern des Volkes besungen werden:

„Unter uns war ein junger Trommler,
zum Angriff ging er voran
mit seinem lustigen Freund der Trommel,
mit bolschewistischem Feuer in der Brust. . .“

Die Enkel und Kinder jener bolschewistischen Kämpfer, die die junge Sowjetrepublik vor den inneren und äußeren Feinden geschützt haben und in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges die Freiheit des Vaterlandes verteidigten, sind sich der Wirkung ihres Auftretens wohl bewußt, wenn sie an der Spitze aller Truppenteile über den Roten Platz defilieren.

Die jungen Trommler sind Angehörige der Moskauer Militärmusikschule. Seit über 40 Jahren schon werden die Militärparaden in der Hauptstadt von Schülern dieser einzigartigen Lehranstalt eröffnet. An ihr werden Militärmusiker ausgebildet, die nach dem Examen als disziplinierte Soldaten und Meister ihres Faches die Musikkorps der Sowjetarmee bereichern.

Im Jahre 1940 verließen die ersten Absolventen die Schule. Ein Jahr später mußten sie sich bereits im Krieg bewähren.

Und sie haben in jener schweren Zeit allesamt ihrer Schule Ehre gemacht – diejenigen, die Musiker in einem Militärorchester blieben, und auch all jene, die ihre Trompete oder Klarinette gegen eine Waffe eintauschten. Die Jüngsten wurden in die Verteidigung Moskaus einbezogen. Sie standen vor allem während der Luftangriffe auf die Schulgebäude am Krim-Platz und den Militärflugplatz ihren Mann.

Die Moskauer Militärmusikschule gehört zu dem in der Sowjetunion verbreiteten Typ der 11klassigen Musikschule. In den ersten vier Schuljahren lernen die künftigen Militärmusiker freilich an einer allgemeinbildenden Schule. Dann aber steht sieben Jahre lang die Musik im Vordergrund. Neben einer soliden musikalischen Grundausbildung und der folgenden Spezialisierung nach Talent und Neigung erfahren die jungen Burschen selbstverständlich auch hier alle Freuden und Leiden, die Physik, Mathematik und all die anderen „normalen“, allgemeinbildenden Fächer mit sich bringen. Schließlich sollen ja keine Nur-Musiker die Schule verlassen.

Die besten von ihnen setzen nach dem Abschluß der Militärmusikschule das Studium am Moskauer Staatlichen P.-I.-Tschaikowski-Konservatorium fort. Dort gibt es eine Fakultät für Militärorchester. An ihr werden neben dem Militärischen und den Gesellschaftswissenschaften Spezialfächer wie Dirigieren, Arrangieren, Musiktheorie und Musikgeschichte gelehrt. Nach fünfjährigem Studium werden die Absolventen der Fakultät, an der übrigens auch Orchesterleiter aus anderen sozialistischen Armeen ausgebildet werden, zum Leutnant ernannt. Sie beginnen ihren Dienst in Orchestern und Ensembles der Armee und Flotte.

Doch davor stehen halt erst noch die Mühen an der Militärmusikschule und in deren Schülerorchester. Für seine guten Leistungen bei Unionspioniertreffen und -paraden wurde es schon oft mit Ehrenurkunden des ZK des Komsomol und des Zentralrates der Pionierorganisation „W. I. Lenin“ ausgezeichnet. Die Militärmusikschule hat auch einen beträchtlichen Anteil daran, daß ganze „Dynastien“ von Militärmusikern entstehen – viele Väter vererben ihre Leidenschaft den Söhnen.

Vor kurzem erhielt die Schule ein großartiges Geschenk: Sie bezog einen neuen Gebäudekomplex im Moskauer Stadtbezirk Tjoply Stan. Die Schüler nahmen Besitz von 107 Unterrichtsräumen für individuelle Musikausbildung, zwei Orchesterstudios, einem Speisesaal, einer Turnhalle und natürlich auch von einem prächtigen Konzertsaal. Sie werden sich auf ihrem Weg zum Militärmusiker mit ausgezeichneten Leistungen dafür bedanken.

G. P./W. R.

Fotos: A. Fedorowitsch

ELEVEN


1917

Dreidimensional und östlich von Bornholm

So soll sie einmal aussehen, die Fregatte 122 der Bundesmarine. 1981 wird die erste von vorläufig sechs „Flagge und Wimpel setzen". Wie die BRD-Presse schwärmte, soll sie ein „Schiff der Superlative" werden. Ein „Kampfschiff mit der Feuerkraft von Weltkrieg-II-Zerstörern" und mit einem starken elektronischen „Herz". Für westliche Seekriegsstrategen sind solche Fregatten „heute die idealen Mehrzweck-Kampfschiffe". Und seitdem feststeht, daß die F 122 gebaut wird, ist auch aus der Sicht der BRD-Kriegsflotte „die maritime Welt wieder in Ordnung".

Das eine Mal nimmt der Signalgast eines TS-Bootes unserer Volksmarine nachts auf hoher See einen Spruch auf. Text: „Kommandant an Kommandant – Ich verachte euch, Hunde!" Abgesetzt vom Zerstörer „Rommel" der Bundesmarine. Ein anderes Mal beschimpfen die Besatzungen des Minensuchers „Nautilus" und einiger Schulschiffe unsere Matrosen. Oder: Das Schiff „Rhein" passiert Boote der Volksmarine der DDR in geringem Abstand, die Waffen auf unsere Einheiten gerichtet. An Deck stehen Mannschaften und ein Offizier – die rechte Hand ausgestreckt zum Gruß der Faschisten.

So etwas ist auch nach der Konferenz von Helsinki keine Seltenheit. Fühlt man sich doch an Bord dieser Schiffe den „militärischen Leistungen" beispielsweise einer solchen „soldatischen Persönlichkeit" wie dem Kriegsverbrecher Karl Dönitz verpflichtet. „Wir, die junge Generation", so erklärte ein Oberleutnant z. S. der Bundesmarine, werden sie „nicht aus unserem Geschichtsbuch streichen". Und immerhin hatte der Großadmiral der faschistischen Kriegsmarine als Nachfolger Hitlers ja schon im Mai 1945 die Linie festgelegt, um „unser Land von den Russen wiederzugewinnen". Offensichtlich kann sich „die junge Generation" in ihrem Drange da manchmal nur schwer bremsen.


Dienstflagge der Bundesmarine

Während der Wiederaufrüstung der BRD war in der dortigen Militärpresse ganz offen auch darüber geschrieben worden, „welch bedeutender Wert der Ostsee in der Hand der NATO zukommt". Man bezeichnete sie als „Seestraße, Flugschneise, kurzum als unzerstörbare Roll-

bahn", über die man „den Gegner empfindlich in seiner Flanke, ja sogar tief in seinem Rücken treffen" könne. Die Ostseeküste der sozialistischen Staaten sei „fast auf ihrer ganzen Länge von 2000 km zum Landen geeignet". Und der ehemalige Marineinspekteur, Vizeadmiral Jeschonnek, schrieb noch 1968: „Wer also mit geringem Aufwand eine große Wirkung in der nun einmal gegebenen Tiefe des Seeraumes erzielen will, muß den Gegner so früh, so weit östlich, so ausdauernd, so oft wiederholt und auf so viele Arten wie nur möglich auf dem Wasser, unter dem Wasser und über dem Wasser, also auch aus der Luft, angreifen."

„Dreidimensional zum Erfolg" – das ist nach wie vor das Motto der BRD-Kriegsmarine. Zwar sagt man heute nicht mehr „angreifen", sondern „vorneverteidigen". Aber das soll, wie militärpolitischen Verlautbarungen in der BRD zu entnehmen war, immer noch „östlich von Bornholm" geschehen. Und: „Für diese Aufgabe können nur solche Seekriegsmittel eingesetzt werden, die die Fähigkeit haben, entweder unentdeckt zu operieren oder sich gegen die starke Abwehr des Gegners durchzusetzen."

Zu diesem Zweck wurde die Bundesmarine mittlerweile mit 181 Kriegsschiffen sowie 190 Flugzeugen und Hubschraubern ausgerüstet, ihre Personalstärke auf 37 500 Mann erhöht. 21 150 sind in den Kampfverbänden eingesetzt, davon 7200 bei den Marinefliegern.

Die BRD-Seestreitkräfte sind in fünf Flottillen gegliedert. In der Zerstörerflottille sind die Zerstörer und Fregatten zusammengefaßt. Zu ihr gehören auch die kleinen U-Jagdboote.

„Besonders wichtig" für die Ostsee ist, wie es in einer Bundeswehr-Veröffentlichung heißt, die Schnellbootflottille. „Schnellboote, ausgerüstet mit modernen Waffensystemen (zum Beispiel drahtgelenkte Torpedos und Flugkörper), sorgen für eine große Schlagkraft."

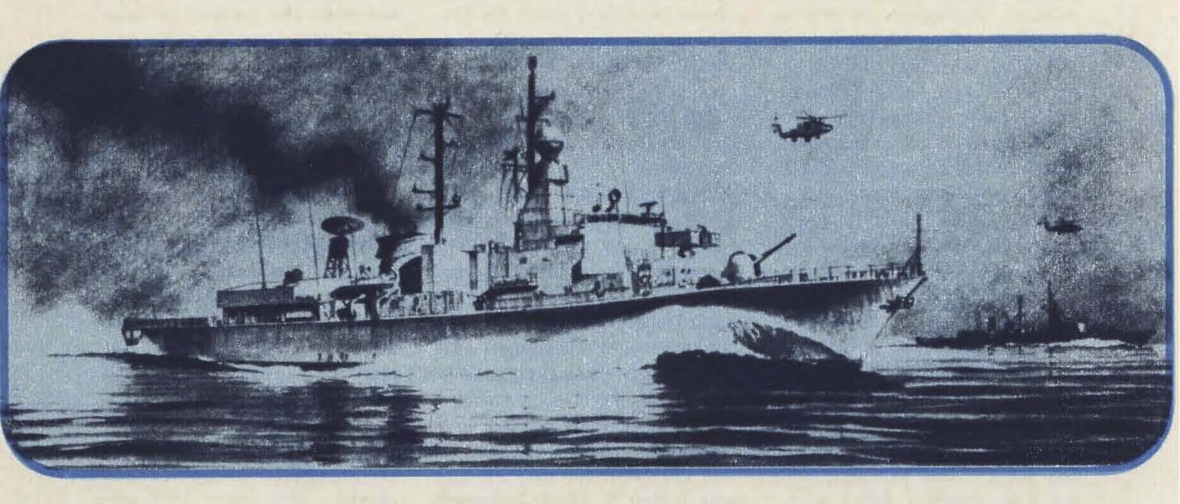
Sechs Geschwader und eine Minentauchkompanie gehören zur „Flottille der Minenstreitkräfte".

„Den Gegner sehen und bekämpfen, ohne selbst gesehen zu werden: das ist die Hauptaufgabe der Unterseebootflottille. Um diese Aufgabe zu erfüllen und um bestimmte Seegebiete aufklären und überwachen zu können, müssen sich die U-Boote in flachen und engen Küstengewässern der Ostsee bewegen. Und zwar möglichst leise und möglichst schnell."

86 Hilfsschiffe bilden die fünfte, die Versorgungsflottille.

„Truppen, Waffen und Ausrüstung zu einem bestimmten Landeplatz an einer bestimmten Küste zu transportieren, ist Aufgabe des Landungsgeschwaders. Für Sonderaufgaben hat diese Truppe Spezialeinheiten, wie zum Beispiel die Kampfschwimmer-Kompanie."

Den „Seekrieg aus der Luft", aus der dritten Dimension, sollen die vier Marineflieger-Geschwader führen. Dazu verfügen sie u. a. über den „Starfighter" F-104 G als Marinejagdbomber und Aufklärer sowie die BR 1150 „Atlantic" zur U-Jagd- und Seefernaufklärung.



Um sich beim „Vorneverteidigen" gegen „die starke Abwehr des Gegners durchzusetzen", ist man zur Zeit dabei, durch umfangreiche Um- und Neubauten „den Seestreitkräften ihren modernen Status zu erhalten". Vizeadmiral Günter Luther, der derzeitige Marineinspekteur, schrieb dazu, daß vor allem durch die Schnellboote der Klasse 143 und durch das Kampfflugzeug „Tornado" die „Kampfkraft der Ostseekomponente wesentlich erhöht" werden soll. Das S-Boot 143 „kann im unmittelbaren Küstenvorfeld operieren". Hohe Geschwindigkeit und modernste Bewaffnung mit Seezielraketen, 76-mm-Kanonen und drahtgelenkten Torpedos erlauben „schnelle Vorstöße". Und „mit dem 1979 zulaufenden Marinejagdbomber

‚Tornado' erfährt die Luftangriffs- und -aufklärungskomponente unserer Marine eine wesentliche Verbesserung. Hohe Geschwindigkeit sowie gute Tiefflug- und Manövriereigenschaften befähigen ihn, sich gegen die starken Luftverteidigungs- und -abwehrkräfte des Warschauer Paktes durchzusetzen. Ausgerüstet mit dem Seezielflugkörper ‚Kormoran' kann er Überwasserstreitkräfte bekämpfen, ohne selbst in deren Waffenreichweite eindringen zu müssen. Zusätzlich verfügt er über das breite Spektrum an Luft/Boden-Waffen und ist damit in der Lage, neben Seestreitkräften auch Landziele aller Art wirkungsvoll zu bekämpfen. Hochwertige Ortungs- und Navigationssysteme ermöglichen Kampf- und Aufklärungseinsätze selbst bei Nacht und schlechtem Wetter. Zur Selbstverteidigung führt er zusätzlich Luft/Luft-Flugkörper sowie elektronische Stör- und Täuschungsanlagen mit sich."

Auf solcherart „Wunderwaffen" haben die deutschen Imperialisten ja schon immer gesetzt. Sie waren zwar wirklich nicht die schlechtesten. Doch wofür sie gebraucht wurden, war eben nicht gerade das beste. Und „zum Erfolg" gekommen ist man letzten Endes damit doch nicht.

Zu den Maßnahmen, die „den Seestreitkräften ihren modernen Status" erhalten sollen, gehören aber auch vielfältige Um- und Nachrüstungen. Die Zerstörer der „Hamburg"-Klasse sollen die Seezielrakete MM 38 erhalten. Die „Lütjens"-Klasse wird zunächst mit der weiterentwickelten Rakete SM 1 ausgestattet, später sollen „Harpoon"-Raketen folgen. Auch die 127-mm-Geschütze werden durch verbesserte Modelle ersetzt. Beide Klassen erhalten außerdem leistungsfähigere Flugabwehr-, Feuerleit- und Führungssysteme sowie modernere Anlagen zur elektronischen Kriegführung. Derartige Um- und Nachrüstungen sind aber auch für alle anderen Bereiche der Flotte vorgesehen.

Damit soll die BRD-Kriegsmarine in die Lage versetzt werden, „durch rasch wechselnde Schwerpunktbildung wiederholt und überraschend hohe Kampfkraft zur Wirkung zu bringen". So forderte es Marineinspekteur Luther. Und das ist doch im Grunde dasselbe, was man schon zu Zeiten Jeschonneks vorhatte.

„Die Effektivität beim Einsatz in bündnisgemeinsamen Operationen" soll jetzt durch die Einführung der Fregatte 122 „wesentlich erhöht" werden. Für – nach vorläufigen Berechnungen – 370 Millionen DM pro Einheit. Denn man will ja ein „Schiff der Superlative".

Vizeadmiral Luther preist es als ein „Mehrzweckschiff, dessen Ortungs- und Kampfreichweite durch bordgestützte Hubschrauber sowohl gegen U-Boote als auch gegen Überwasserkampfschiffe erheblich gesteigert wird. Durch diese Hubschrauberkomponente können U-Boote aufgefaßt und – noch ehe sie zum Schuß kommen – bekämpft sowie Zieldaten für den FK-Einsatz gegen Seeziele außerhalb der Ortungsreichweite geliefert werden. An Bewaffnung besitzt die Fregatte 122 weitreichende Seeziel-FK vom Typ ‚Harpoon', Sonargeräte und U-Jagdtorpedos sowie Flugabwehrsysteme für den Nah- und Nächstbereich. Leistungsfähige Ortungs-, Eloka- und Führungssysteme ergänzen die Ausrüstung und befähigen zur Koordinierung von weiträumigen Operationen unterschiedlicher Seekriegsmittel". So gerüstet, soll die BRD-Kriegsmarine auch „in Krisen und Zeiten erhöhter internationaler Spannung" ihre Rolle spielen. „Die extreme Mobilität von Flottenverbänden, ganz besonders aber ihre Fähigkeit, unter Nutzung des völkerrechtlichen Charakters der Hohen See, d. h. der ‚Freiheit der Meere', jederzeit in jedes nicht nationaler Hoheitsgewalt unterliegende Seegebiet verlegen und lokale Schwerpunkte in Räumen besonderen politischen Interesses bilden zu können, weist Seestreitkräften", wie die „Wehrkunde" schrieb, „bereits im Frieden einen außergewöhnlichen Stellenwert zu." Denn – so Vizeadmiral Luther – „auch machtpolitische Interessen konzentrieren sich immer stärker auf die Ozeane". Und in der BRD-Zeitung „Christ und Welt" stand: „Durch Auftreten von Streitkräften auf hoher See außerhalb der Grenzen des eigenen Territoriums kann die politische Führung warnend und dämpfend eingreifen." Aus imperialistischem Propagandadeutsch übersetzt, bedeutet dieses „warnend und dämpfend" jedoch nichts anderes als drohend und erpressend.

Beim Marineinspekteur war übrigens zu lesen, daß die NATO-Staaten dabei „ihre Aufmerksamkeit aber auch Seegebieten außerhalb des Atlantiks" widmen. Ein „gemischter Flottenverband" des imperialistischen Militärpaktes soll als „mobile Streitmacht" beispielsweise vor der Westküste Afrikas eingesetzt werden und dabei mit dem Rassistenregime in Südafrika zusammenarbeiten. Und die BRD-Marine will da natürlich auch „warnend und dämpfend eingreifen" – durch „hochseefähige Überwasserkampfschiffe" wie der Fregatte 122.

Und da dieses „Schiff der Superlative" auch die „unabdingbare Forderung der Bundesmarine nach Flachwasserfähigkeit erfüllt", ist wohl damit zu rechnen, daß es nicht nur auf der Nordsee und auf dem Atlantik „Flagge zeigen" wird. „Dreidimensional" bewaffnet, soll dieses „ideale Mehrzweck-Kampfschiff" seine entspannungsfeindliche, aggressive Rolle gewiß auch „östlich von Bornholm" ausüben – so wie es das Konzept der „Vorneverteidigung" vorsieht.

Hauptmann K.-H. Melzer



Kommandeure, Spezialisten, Meister

Das sind die Berufsunteroffiziere der Nationalen Volksarmee. Als politische Erzieher und militärische Ausbilder, als technische Spezialisten und Truppenführer stehen sie ihren Mann. Tagtäglich sorgen sie für unser ungestörtes Leben in Frieden und Sicherheit.



Berufsunteroffizier der Nationalen Volksarmee

Ob sie unseren Soldaten das militärische Einmaleins beibringen oder mit ihnen schwierige Gefechtsaufgaben trainieren – sie sind die Kommandeure, deren Wort gilt, deren Vorbild wirkt. Ob sie Panzerkanonen zerlegen oder Flugzeugtriebwerke überprüfen, ob sie elektronische Geräte instand setzen oder Schiffsturbinen warten – sie sind die Spezialisten, deren Erfahrung zählt, deren Können überzeugt.

Berufsunteroffizier der Nationalen Volksarmee

Sie sind es, die die Soldaten mitreißen und ihnen zur Seite stehen – in der Gefechtsausbildung wie bei der Wartung der Militärtechnik, im politischen Meinungsstreit wie im sportlichen Wettkampf. Aus gutem Grund haben sie den staatlich anerkannten Meisterabschluß in der Tasche – sie sind Meister im Waffenrock!

Berufsunteroffizier der Nationalen Volksarmee

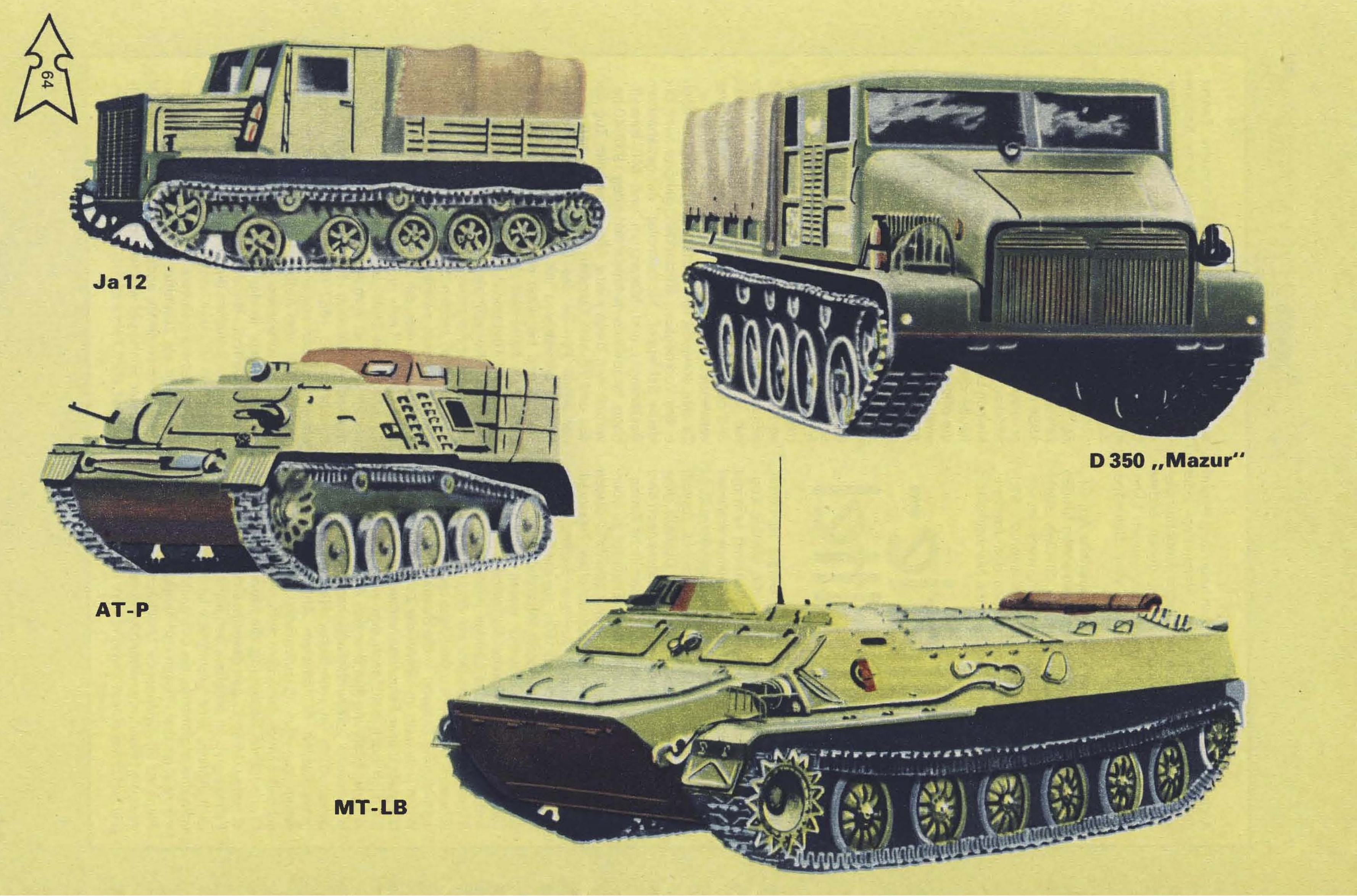
Ihr militärischer Beruf garantiert ihnen Ansehen und die Anerkennung der sozialistischen Gesellschaft. Guter Verdienst und angemessener Urlaub, eine vorbildliche medizinische Betreuung und vielfältige Möglichkeiten der beruflichen Entwicklung, u. a. zum Fähnrich mit Fachschulabschluß, sind für sie selbstverständlich. Ihr Beruf ist lohnenswert, ihre Perspektive ist gesichert.

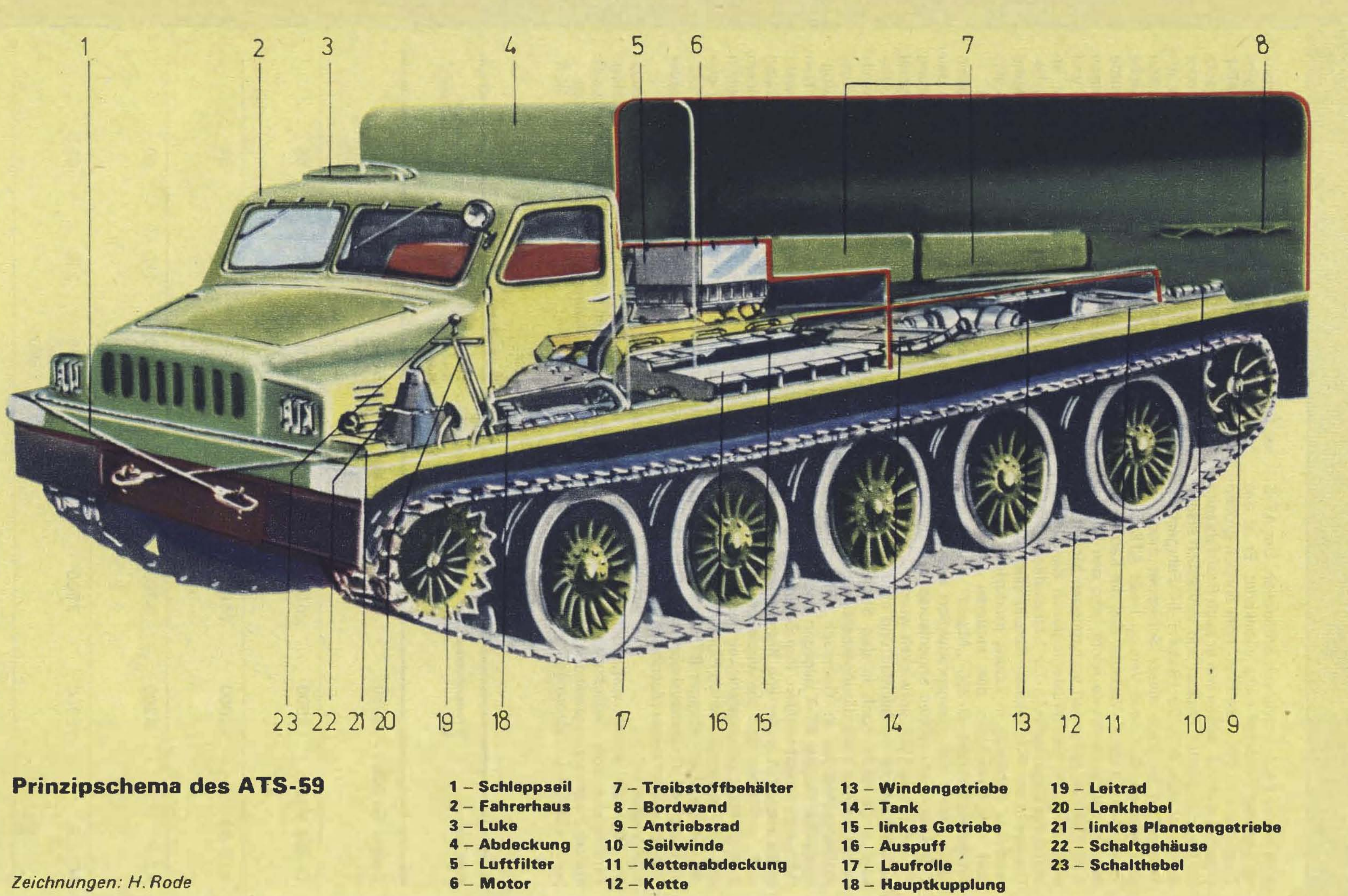


Willst du mehr darüber wissen, wende dich an den Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung deiner Schule, an das Wehrkreiskommando oder Berufsberatungszentrum.

Artillerie-zugmittel

Allgemein gesehen versteht man unter dem Begriff Zugmittel Fahrzeuge mit Rad-, Halbketten- oder Vollkettenantrieb sowie technische Einrichtungen – beispielsweise Winden –, mit denen andere Technik bewegt, d. h. geschleppt werden kann. Umgangssprachlich werden sie auch Schlepper genannt.
Die Artilleriezugmittel sind eine spezielle Art. Geschütze sind schwer. Sie benötigen schon für den Transport auf gut ausgebauten Straßen starke Zugmittel. Das trifft noch mehr zu, wenn im Gelände gefahren werden muß, oder wenn die Stellungen zu wechseln sind. Neben den Artilleriesystemen selbst sind aber auch die Mannschaften, die Munition sowie zahlreiche Geräte zu befördern. Lange Zeit waren Pferde das einzige Zugmittel der Artillerie. Im ersten Weltkrieg kam der Motorzug hinzu. Speziell für das Gelände erwiesen sich diese als Radfahrzeuge ausgelegten Zugmittel zu schwach. In zweierlei Hinsicht, sowohl motormäßig als auch konstruktiv. Deshalb ging man in mehreren Ländern, insbesondere nach dem ersten Weltkrieg, dazu über, herkömmliche Kettenschlepper auch für die Artillerie-Einheiten zu übernehmen. Die Rote Armee ging ebenfalls diesen Weg. Zu den ersten handelsüblichen Traktoren, die in der sowjetischen Artillerie dienten, zählte der „Kommunar", der ab 1924 aus der Charkower Traktorenfabrik kam. Später, mit zunehmender Leistungsfähigkeit der Industrie, waren es auch technisch weiter entwickelte Kettentraktoren, die in anderen Werken des Landes produziert wurden. Diese Traktoren fanden als Zugmittel von Geschützen der Divisionsartillerie sowie der Luftverteidigung Eingang in die Streitkräfte.
Wenn sich auch im Verlauf der Zeit die Leistungsfähigkeit dieser Fahrzeuge verbessert hatte, zeigten sich doch bald nach den ersten Jahren der Truppenerfahrung ihre Grenzen. Als Fahrzeuge mit vorwiegend volkswirtschaftlichem Charakter entsprachen sie in mehrfacher Hinsicht nicht den gewachsenen militärischen Anforderungen. Sie waren zu wartungsaufwendig und auch nicht schnell genug. Außerdem hatten sie keine Ladefläche für die Bedienung, die Munition sowie das sonstige Gerät. Es galt deshalb, einen völlig neuen Fahrzeugtyp zu schaffen, den Kettenschlepper mit dem Aufbau eines normalen Lastkraftwagens – vorn den Motorraum, die überdachte Fahrerkabine mit zwei bis drei Plätzen und dahinter die mit einer Plane zu überspannende Ladefläche. Doch bevor es soweit war, unternahm man in der UdSSR noch Versuche mit einem Zwischentyp. Das war der zu einem Artillerieschlepper umfunktionierte Panzer T-26. An die Stelle des Drehturmes mit der Kanone war hier ein fester, nicht so stark gepanzerter Aufbau getreten, der die Bedienung der 76,2-mm-Divisionskanone F-22 (Vorläufer der ZIS-3) und einen Teil des Kampfsatzes an Granaten aufnahm. An den so aus dem Panzer entstandenen Schlepper wurde das Geschütz ohne Protze gehängt.
Zu den ersten „reinen" Artillerie-Kettenschleppern zählte in der Sowjetunion der „Komintern". Ab 1934 im Charkower Traktorenwerk entwickelt, war er erstmals zur Maiparade des Jahres 1937 in Moskau zu sehen. Typisch für ihn waren die acht kleinen Lauf- und vier Stützrollen, die lange Motorhaube, die vom LKW SIS-5 bekannte Kabine sowie die offene Ladefläche. Mit seinem 130-PS-Motor erreichte er eine Höchstgeschwindigkeit von 30 km/h. Sein Vorgänger, der Traktor „Kommunar", dagegen schaffte mit seinem 50-PS-Motor nur 15 km/h. Eine Weiterentwicklung des „Komintern" war der zur Parade von 1940 gezeigte Artillerieschlepper Ja-12. Der augenfällige äußere Unterschied zum Vorgänger war das Fahrwerk mit nur fünf mittelgroßen Lauf- und drei kleinen Stützrollen. Dieser Schlepper zog alle Typen der damals vorhandenen Langrohrgeschütze. Nach 1945 wurde er in Ungarn als Czepel GJ 800 in Lizenz mit leicht veränderter Motorhaube nachgebaut und noch viele Jahre in der Volksarmee Ungarns verwendet.
Zu den sowjetischen Kettenschleppern, die noch in der Vorkriegszeit entstanden, gehörte auch der kleine Schlepper „Komsomolez" mit gepanzertem Besatzungs- und Motorraum und MG-Bewaffnung. Im sowjetisch-finnischen Krieg 1939/40 bewährte sich diese kleine Maschine beim Zug der 45- und 76-mm-Kanonen so gut, daß man sie in der ersten Periode des Großen Vaterländischen Krieges provisorisch mit einer 57-mm-Pak ausstattete und sie unter dem Namen SIS-30 bzw. SU-57 als Selbstfahrlafette einsetzte. Die damit begonnene Tradition der leichten Artillerieschlepper (der „Komsomolez" war aus der leichten sowjetischen Panzerserie der dreißiger Jahre hervorgegangen) setzten die sowjetischen Konstrukteure nach dem zweiten Weltkrieg fort. Die erste Entwicklung war der leichte Artillerieschlepper AT-L (sechs Lauf- und drei Stützrollen) bzw. AT-LM (sechs Stütz- und keine Laufrollen). Dieses Fahrzeug ist vom Aufbauschema her die modernere Ausführung des Ja-12. Dagegen entspricht der ab 1957 als Schlepper von Panzerabwehrkanonen sowie ähnlicher Waffen benutzte leichte AT-P vom Aufbau her eher dem „Komsomolez". Er ist ebenso wie dieser mit einem Maschinengewehr in der rechten Seite der Fahrerfront bewaffnet. Neben diesen leichten Kettenschleppern erhielten die sowjetischen Streitkräfte sowie die anderer sozialistischer Staaten auch mittlere sowie schwere Typen. Sie eignen sich vorzüglich als Zugmittel von Fla-Raketen, Funkmeßstationen sowie anderer schwerer Geräte. Als mittlerer Schlepper wurde zunächst der AT-S eingeführt. Sein Fahrwerk hat das Antriebsrad hinten,


Ja 12
D 350 „Mazur"
AT-P
MT-LB



Prinzipschema des ATS-59

1 – Schleppseil
2 – Fahrerhaus
3 – Luke
4 – Abdeckung
5 – Luftfilter
6 – Motor
7 – Treibstoffbehälter
8 – Bordwand
9 – Antriebsrad
10 – Seilwinde
11 – Kettenabdeckung
12 – Kette
13 – Windengetriebe
14 – Tank
15 – linkes Getriebe
16 – Auspuff
17 – Laufrolle
18 – Hauptkupplung
19 – Leitrad
20 – Lenkhebel
21 – linkes Planetengetriebe
22 – Schaltgehäuse
23 – Schalthebel

Zeichnungen: H. Rode

acht kleine Lauf- sowie vier Stützrollen. Der AT-S ist unseren Soldaten nicht unbekannt. Er ist das Zugmittel von 100-mm-Flak- oder ähnlich großen Geschützen. Vor Jahren war er auch Basisfahrzeug für Geschoßwerfer. Ergänzt und schließlich ersetzt wurde er vom ATS-59 (Basis T-54-Fahrgestell). Inzwischen ist auch dieser Schlepper modernisiert worden. Die neue Version heißt ATS-59G. Typisch ist für die G-Variante, daß die Kabine bis zur Fahrzeugvorderkante reicht, also den bei der ATS-59 noch gesondert vorhandenen Motorraum einschließt. In den Wüstenregionen der UdSSR leistet das Zugmittel ATS-59 (Sattelauflieger) gute Dienste in den Fla-Raketen-Abteilungen. In Polen wird das Fahrzeug in Lizenz produziert. Es hat dort die Produktion des mittleren polnischen Artillerieschleppers D-350 „Mazur" ersetzt, der nach Anlauf der Lizenzproduktion des Panzers T-54A von polnischen Ingenieuren auf dessen Fahrgestell ab 1956 entwickelt wurde.

Kettenschlepper der leichten und mittleren Typen sind auch heute noch in den Streitkräften der sozialistischen Verteidigungskoalition als spezielle Artillerieschlepper in Gebrauch. Die schweren Artillerieschlepper AT-T dagegen sind durch Radfahrzeuge ersetzt worden. Ihre Geländegängigkeit bleibt nicht hinter der von Kettenfahrzeugen zurück, außerdem sind sie wirtschaftlicher. Wegen ihrer großen Leistungsfähigkeit finden wir Abarten des AT-T in verschiedenen Pionierfahrzeugen wieder. So als Grabenbagger BTM, als Planierraupe BAT und als Grubenaushubmaschine MDK-2M. Das Fahrgestell dieser Maschinen ist ebenfalls vom T-54 abgeleitet.

Die Methode, einmal vorhandene und bewährte Fahrgestelle von Gefechtsfahrzeugen auch für andere Zwecke zu verwenden, ist bei der Schlepperfamilie MT-L festzustellen. Hier handelt es sich um das modifizierte Fahrgestell des Schwimmpanzers PT-76. Ausgangspunkt dieser Fahrzeugreihe ist der schwimmfähige Mehrzweckschlepper MT-L mit seiner etwas zurückgesetzten Kabine für acht Personen und abdeckbarem Laderaum (Plane oder Blechgehäuse) für zehn Personen. Die daraus abgeleiteten schwimmfähigen Artillerieschlepper sind in der Frontpartie, der Kabine und der Ladefläche flacher gehalten und leicht gepanzert. Damit wurde erstmals ein Artillerieschlepper geschaffen, dessen Motor-, Besatzungs- und Laderaum kugel- und splittersicher ist. Die beiden großen Luken im Heck, wie sie vom Schützenpanzer BMP her bekannt sind, sowie die Öffnungen in der Abdeckung lassen sich hermetisch abdichten. So kann das Fahrzeug auch aktivierte Gebiete durchfahren.

Zur Ausstattung dieses vielseitig verwendbaren Kettenzugmittels zählen: Nachtsichtgerät für den Fahrer, Bordsprech- und Funkanlage, Heizung und Belüftung des Innenraumes, Vorwärmgerät für den Motor sowie eine Lenzpumpe zum Auspumpen eingedrungenen Wassers. Zur Vorbereitung auf Wasserfahrt sind am Heck die Strömungsleitbleche anzubringen sowie das unter der Bugplatte liegende Schwallbrett aufzurichten. Neu gegenüber anderen mit einem Maschinengewehr bewaffneten Kettenschleppern ist die Anordnung der Waffe. Sie ist an der rechten Seite in einem kleinen Turm untergebracht und hat damit einen wesentlich größeren Schußbereich. Wie bei den meisten Artillerieschleppern liegen auch beim MT-LB die über Gelenkwellen bewegten Antriebsräder vorn.

Diese leichten und mittleren Kettenzugmittel bieten vor allem der Panzerabwehr-Artillerie neue Möglichkeiten. Bei den schweren Schleppern setzt sich doch mehr das mehrachsige Radfahrzeug durch.

W. K.

Fahrzeug	Gesamtmasse kg	Anhängelast kg	Ladefähigkeit kg	Länge Breite Höhe mm	Motorleistung PS	Höchstgeschwindigkeit km/h
Csepel GJ 800	6980	8000	2000	5040 2720 2470	125	32
D-350 Mazur	13500	25000	3000	5810 2890 2700	350	53
ATS-59	13000	14000	3000	6280 2780 2500	300	39
AT-P	7200	3700		4500 2500 1800	110	50
MT-LB	11900	2500	2000	6450 2850 1860	240	61,5

Absprung bei Kotfin



Der sowjetische Pilot hat es auch in dieser Augustnacht des Jahres 1944 geschafft, die zweimotorige Maschine und seine „Fluggäste" unbeschadet durch das Feuer der faschistischen Flak über die Frontlinie zu bringen. Nun liegt irgendwo da unter ihnen in der Dunkelheit das polnische Dorf Kotfin.
In seiner Nähe sollen die fünf Deutschen an ihren Fallschirmen auf einer kleinen Waldlichtung landen.
Da lodern unten auch schon drei Feuer auf. Das vereinbarte Signal. „Schlagt die Faschisten, Jungs! Haltet euch tapfer und – bleibt gesund!" Der sowjetische Genosse an der offenen Luke drückt den Männern noch einmal die Hand. Dann springen sie. Ihr Einsatz im feindlichen Hinterland hat begonnen.
Ein paar Stunden später sitzen sie mit Angehörigen der sowjetischen Fernaufklärungseinheit des Helden der Sowjetunion Anatoli Newoit und Partisanen der Brigade „General Jozef Bem" der polnischen Volksarmee zusammen, die ihre Landung abgesichert hatten. Bei der Beratung sind auch der Genosse „Julian" (Aleksander Burski, zu der Zeit Sekretär des Bezirkskomitees der Polnischen Arbeiterpartei, später Minister der Volksrepublik Polen) und Offiziere der militärischen Leitung der Volksarmee in diesem Gebiet dabei. Es geht darum, wie die fünf ihren Auftrag am besten erfüllen und wie die sowjetischen und polnischen Genossen sie unterstützen können.
Die fünf Deutschen, die Kommunisten Joseph Giefer, Ferdinand Greiner, Josef Kiefel, Artur Hofmann und Rudolf Gyptner, sind eine der Einsatzgruppen des Nationalkomitees „Freies Deutschland". Das NKFD wurde im Juli 1943 unter Führung der KPD in der Sowjetunion gegründet. Es war das politische und organisatorische Zentrum der deutschen Antifaschisten. Und diese fünfköpfige Gruppe hat nun den Auftrag, nach Westen, in das faschistische Deutschland vorzudringen, Verbindungen zu Widerstandsgruppen herzustellen, den antifaschistischen Kampf zu organisieren.
Doch auf ihrem Weg lauern bei jedem Schritt Gefahren. Ringsum wimmelt es von SS- und Polizeieinheiten. Auch ganze Regimenter der Wehrmacht sind gegen die Partisanen im Einsatz. Die Faschisten bereiten einen umfassenden Angriff im Raum Radomsko vor. Deshalb wollen sowjetische und polnische Genossen die Gruppe des NKFD auf dem nächsten Abschnitt ihres Weges begleiten und sichern. Andere lassen sich Flugblätter und Exemplare der Zeitung „Freies Deutschland" geben, um sie in den Garnisonen der Faschisten zu verteilen.
Inzwischen hat der Funker der Gruppe Verbindung mit Moskau aufgenommen. Er hat die glückliche Landung gemeldet und über das geplante gemeinsame Vorgehen informiert. Der Funker der Gruppe, das ist der einundzwanzigjährige Rudolf Gyptner.

★

Rudolf Gyptner, am 4. Januar 1923 in Hamburg geboren, war gerade zwei Jahre alt gewesen, als er das erste Mal nach Moskau kam. Richard Gyptner, sein Vater, war dort als Funktionär der Kommunistischen Internationale tätig. Als Rudolf sechs war, ging's nach



Absprung

Berlin. Hier arbeitete Richard Gyptner jetzt als Sekretär des Westeuropäischen Büros des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale, dessen Vorsitzender Georgi Dimitroff war. 1933 emigrierten Rudolfs Eltern mit ihm nach Paris. Er beherrschte bald die fremde Sprache. In der Schule lernte er gut, erhielt sogar Medaillen – die Auszeichnung „Pour bon Cameraderie", für gute Kameradschaft.

Die Eltern setzten auch in Frankreich ihre antifaschistische Tätigkeit fort. Dann folgte Richard Gyptner einer Aufforderung Georgi Dimitroffs. 1936 kehrte so die Familie nach Moskau zurück. Doch lange blieben sie nicht zusammen. Martha Gyptner ging wieder zur illegalen Arbeit nach Frankreich. Sie fand den Tod in den Reihen der französischen Widerstandsbewegung.

★

Juni 1941. Rudolf hatte die 10-Klassen-Schule erfolgreich beendet. Er wollte Ingenieur werden. Am liebsten hätte er Brücken gebaut. Doch da überfielen die Faschisten die Sowjetunion. Rudolf meldete sich sofort zur Roten Armee. Er wollte gegen die Okkupanten kämpfen. Wozu sonst hatte er sich in der „Gesellschaft zur Förderung des Flugwesens, des Luft- und Gasschutzes" gute vormilitärische Kenntnisse angeeignet, hatte das Fallschirmspringen gelernt? Er war enttäuscht, als man ihn nicht aufnahm.

Stattdessen schickten ihn die Genossen der KPD an die Schule der Kommunistischen Internationale. Nachdem sie in die Nähe Moskaus verlegt worden war, erhielt er auch eine Ausbildung als Funker und Fallschirmspringer. Rudolf war mit Feuereifer bei der Sache. Er wollte, wo und wie auch immer, seinen persönlichen Beitrag im Kampf gegen den Faschismus leisten. Endlich wurde er einer Einsatzgruppe zugeteilt. Ihr Leiter war der Genosse Joseph Giefer. Er hatte schon 1920 in der Roten Ruhrarmee gekämpft, war bei den Internationalen Brigaden in Spanien gewesen. Als die Gruppe verabschiedet wurde, sagte der Leiter der Schule vor allem zu den jungen Genossen: „Geht nicht mit dem Gedanken in den Einsatz, unbedingt ein Held zu werden, sondern lernt, immer in aller Stille eure Aufgaben im Interesse der Partei und der Arbeiterklasse zu erfüllen."

Zunächst wurde die Gruppe Giefer im Bereich der 4. Ukrainischen Front der Roten Armee eingesetzt. Die Genossen suchten Kriegsgefangenenlager auf, um sich in Gesprächen über die Verhältnisse in den okkupierten Gebieten und in Deutschland zu informieren. Gleichzeitig leisteten sie dort antifaschistische Aufklärungsarbeit.

★

August 1944. Die Rote Armee hatte bereits polnisches Terri-



torium befreit. Da wurden Joseph Giefer, Ferdinand Greiner, Josef Kiefel, Artur Hofmann und Rudolf Gyptner zum Vorsitzenden der Kommunistischen Partei Deutschlands gerufen. Wilhelm Pieck führte mit jedem einzelnen ein längeres persönliches Gespräch. Er erläuterte ihnen noch einmal, wie wichtig der Einsatz im faschistischen Hinterland war. Fragte aber auch jeden, ob er den gefahrvollen Auftrag übernehmen wolle. Es sei keine Schande, meinte er, wenn einer zurücktrete.
Bevor die fünf dann zum Flugplatz fuhren, wurden sie von Georgi Dimitroff verabschiedet. Er überzeugte sich noch einmal, daß die Genossen auch gründlich vorbereitet waren, daß ja der kleinste Gegenstand ihrer Ausrüstung wirklich aus Deutschland stammte, daß sie über ausreichend Geld verfügten. Zum letzten Mal gab er ihnen auch Hinweise für ihre konspirative Arbeit und für ihre Sicherheit.

★

Drei Tage nach dem Absprung wird das Lager, in dem sich die Gruppe Giefer befindet, von den Faschisten eingeschlossen. Granaten und Bomben detonieren. SS-Einheiten greifen an. Standhaft setzen sich die Partisanen zur Wehr. Zugleich suchen sie nach einer Möglichkeit auszubrechen. Unter Führung von Hauptmann Newoit gelingt schließlich durch unwegsames Sumpfgelände der Durchbruch. Doch dabei können sie nur ihre Waffen, Munition, die Funkgeräte und Flugblätter mitnehmen.
Von ortskundigen sowjetischen und polnischen Genossen geführt, setzen die fünf ihren Weg nach Westen fort. Wo es möglich ist, befestigen sie an Häusern, Zäunen oder Telegrafenmasten Flugblätter des NKFD.
Nach sorgfältiger Vorbereitung gelingt es ihnen dann, die stark befestigte Warta-Stellung der Faschisten zu überqueren und nach Lubliniec vorzustoßen. Hier will die Gruppe einige Zeit bleiben, um die Möglichkeiten für den Weitermarsch aufzuklären. Jozef Karpe, der Leiter der Widerstandsorganisation in der Stadt, vermittelt Quartiere. Rudolf Gyptner sendet von hier aus wichtige Nachrichten nach Moskau. Aufklärungsergebnisse der Gruppe, aber auch polnischer Patrioten, über Stärke und Standorte faschistischer Truppen, über die Lage von Stellungen und Depots. Hier empfängt Rudolf ebenso die Funksprüche Wilhelm Piecks, in denen er sich immer wieder erkundigt, wie es den Genossen geht, und in denen er ihnen Hinweise für ihr Verhalten gibt.
Die Faschisten werden natürlich auf die Gruppe aufmerksam. Sie riegeln das gesamte Gebiet um Lubliniec ab. Patrouillen und Peilwagen durchsuchen Stadt und Umgebung. Verhaftungen werden vorgenommen. Im Kampf mit SS und Polizei fallen Hauptmann Newoit und zehn seiner Genossen.
Noch ist die Gruppe Giefer unentdeckt. Doch angesichts der Lage beschließen die Genossen, sich getrennt nach Deutschland durchzuschlagen. Joseph Giefer und Rudolf Gyptner verlegen ihr Quartier zunächst nach Pawonkow in die Mühle von Roch Kurpies, etwa zwölf Kilometer westlich der Stadt.

Der Novembersturm rüttelt an der Scheune, in der die Genossen Giefer und Gyptner ihr Versteck haben. Plötzlich übertönen deutsche Kommandos das Heulen des Windes. Rudolf schreckt auf. Ein Blick durch die Luke bestätigt die Befürchtung. Polizisten, Feldgendarmen und SS-Leute umstellen die Mühle, bringen MG in Stellung. An die zweihundert Mann mögen es sein. Da sieht Rudolf auch den Müller. Faschisten stoßen ihn mit Gewehrkolben vorwärts. Er soll auf eine Leiter steigen und die beiden herauslocken. Doch Roch Kurpies ruft: „Kämpft, Genossen!" Da stürzt er auch schon, hinterrücks getroffen, von der Leiter.
Joseph Giefer und Rudolf Gyptner verteidigen sich mit ihren Maschinenpistolen verbissen. Lebend sollen sie die Faschisten nicht bekommen. Sie ergeben sich auch nicht, als die Scheune schon in Flammen steht. Rudolf Gyptner fällt. Joseph Giefer läuft feuernd ins Freie. Von Kugeln durchbohrt, sinkt auch er zusammen. Die Faschisten werfen die Leichen in die Flammen. Es ist der 28. November 1944 . . .

★

Der Staatsrat der Volksrepublik Polen verlieh Rudolf Gyptner postum das Partisanenkreuz. Seinen Namen tragen heute ein Truppenteil der Nationalen Volksarmee der DDR und eine Kompanie der Polnischen Grenzschutztruppen an der Oder-Neiße-Friedensgrenze.

Oberstleutnant Günter Freyer
Fotografik und Gestaltung: Sepp Zeisz



Einmal in der Woche Soldat

Einmal in der Woche kann man sie in jeder Hochschulstadt unseres Landes antreffen: Junge Männer in – gelinde ausgedrückt – etwas abgetragenen grünen Uniformen, mit einem besonderen Abzeichen an der Mütze. Und in Militärschnürstiefeln, mit denen sie sich weder sehr sicher noch elegant auf dem Straßenpflaster bewegen; ganz offensichtlich fehlt ihnen die tägliche Übung.

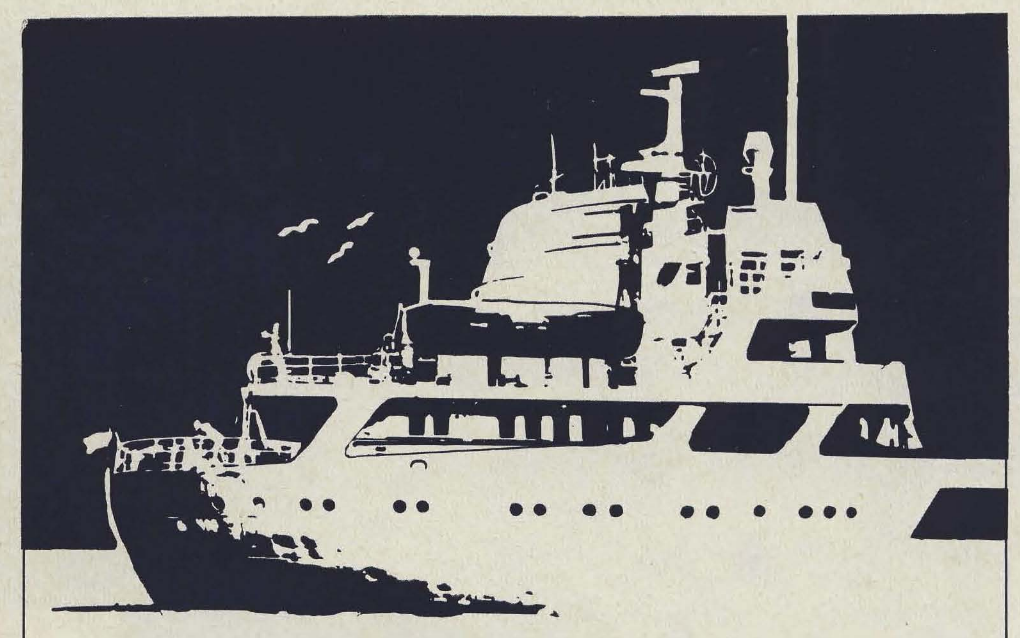


Begegnet man Studenten mit langem Haar, so kann man fast sicher sein, daß sie ein „blaues Büchlein" besitzen, also für den Militärdienst nicht tauglich sind. Alle anderen nämlich sind vom dritten Studienjahr an „nebenbei" Hörer an den Lehrstühlen für Militärwesen. Das bedeutet, daß sie sich nach bestimmten Vorschriften der Tschechoslowakischen Volksarmee zu richten haben – der kurze Haarschnitt belegt dies optisch.
Die Lehrstühle für Militärwesen wurden vor nunmehr 27 Jahren an allen zivilen Hochschulen und Universitäten gebildet. Die von ihnen „betreuten" Studenten verlassen nach ihrem Studium die Lehranstalt nicht nur als fertige Akademiker, sondern auch als Reserveoffiziere. Die militärische Spezialausbildung ist nach Möglichkeit dem Profil der Hochschule angepaßt. Die Komenský-Universität in Bratislava z. B., an der u. a. künftige Sportlehrer studieren, zeichnet für die Heranbildung von Reserveoffizieren der mot. Schützen verantwortlich. Hörer der Prager Technischen Hochschule, die sich auf Maschinenbau, Elektrotechnik, Hoch- und Tiefbau spezialisieren, erhalten eine Pionierausbildung. Dieser Lehrstuhl ist übrigens der bedeutendste seiner Art im ganzen Lande und bisher einziger kollektiver Träger der Medaille Erster Klasse des Tschechoslowakischen Hochschulwesens.
Vier Semester ziehen die Studenten regelmäßig einmal in der Woche die Uniform an, um – wie sie sagen – „die Armee zu studieren". Höhepunkt am Ende des „zivilen" Studiums ist eine fünfwöchige militärische Ausbildung „vor Ort". Die angehenden Pädagogen, Juristen, Naturwissenschaftler, Ärzte, Philosophen und Techniker erhalten hier sozusagen ihren letzten Schliff als Reserveoffiziere. Sie vervollkommnen sich in der Führung von Trupps und Zügen und erwerben eine – wenn auch noch bescheidene – Sicherheit bei der Erfüllung von Gefechtsaufgaben.
Eine Stipvisite im militärischen Ausbildungslager der Technischen Hochschule. Aus dem angenehm frischen Morgen schält sich ein heißer

Einmal in der Woche Soldat

Julitag heraus. Es wäre den jungen Männern in Uniform wirklich lieber, die Sonne hielte sich etwas zurück, denn gegen Mittag wird die Hitze unerträglich. Doch was hilft's – der Befehl eines Ausbilders, der durch das Geäst der Bäume zu uns dringt, ist eindeutig: „Bremsen festhalten! Jetzt den Schnapper! Schnapper wieder lösen! Hand auf die Bremse! Langsam anlaufen lassen. . . !"
Seine weiteren Befehle gehen allerdings in einem ohrenbetäubenden Getöse unter. Dieselrammen vom Typ DCB-6 stoßen in kurzen regelmäßigen Intervallen Holzpfähle in den Boden. Eine Trockenübung im wahrsten Sinne des Wortes. Denn, so klärte mich der Ausbilder auf, die hierbei gesammelten Erfahrungen und Fertigkeiten sind wichtig für das spätere Einschlagen von Pfahlhindernissen beispielsweise an Uferböschungen, das Setzen von Pfeilern für Holzbehelfsbrücken usw. Unten am Fluß eine lange Schlange von Fahrzeugen. Tatras mit müllwagenähnlichen Hängern. Der erste LKW fährt rückwärts in den Fluß. Die „Müllwagenhaube" löst sich, rollt polternd aufs Wasser. Beim Aufprallen öffnet sie sich, verwandelt sich in einen schwimmenden Ponton. Der nächste Wagen – das gleiche. Ganze zehn Minuten dauert die Aktion, einschließlich der Wiederaufnahme des Pontons. Erst wenn dieses Grundelement von allen Soldaten einwandfrei beherrscht wird, werden die komplizierten Aktionen des pioniermäßigen Brückenbaus in Angriff genommen. Wie das Zusammensetzen von Fähren, das Schlagen einer Brücke und schließlich das Überqueren von Wasserhindernissen . . .
Noch ungewohnt und deshalb sicherlich besonders anstrengend ist diese militärische Ausbildung für die angehenden Diplomanden. Aber sie setzen sich ein. Der Kommandeur des Feldlagers ist mit den Leistungen seiner uniformierten Studenten vollauf zufrieden. „Die Leistungen sind gut. Zu disziplinarischen Maßnahmen mußte ich noch nicht greifen. Und das, obwohl es während der feldmäßigen Ausbildung keinen Urlaub gibt – höchstens aus dringenden familiären Gründen, oder aber bei besonderen Leistungen." Und weiter äußert er sich lobend über die zahlreichen sportlichen und künstlerischen Fähigkeiten, die die Studenten nach der militärischen Ausbildung noch entwickeln. „Und überhaupt", so der Kommandeur abschließend, „ist es wohl nicht zu unterschätzen, daß – abgesehen von der speziellen militärischen Ausbildung – die hier von uns geforderten Eigenschaften, wie Disziplin, kollektives Handeln, Kameradschaft unseren Reserveoffizieren auch eine wertvolle Hilfe für ihren zivilen Beruf sind."

L. Ťesàr/Milan Garazia
Fotos: J. Chocholàč



SEETRANSPORT

Eine interessante und lohnenswerte Aufgabe für junge Menschen

Vielseitig und interessant – die Arbeit in der Handelsflotte

Wir warten auf Ihre Mitarbeit

BEREICH DECK

Decksmann im Schiffsbetriebsdienst
Mindestabschluß 8. Klasse, Facharbeiterabschluß in einem technisch orientierten oder handwerklichen Beruf

BEREICH MASCHINE

- **Maschinenhelfer**
  Abschluß 10. Klasse, Facharbeiterabschluß in einem maschinen-technischen Beruf
- **Heizer**
  Voraussetzung Facharbeiterabschluß in einem der nachstehend genannten Berufe:
  Maschinist für Wärmekraftwerksanlagen
  Maschinist für Wärmekraftwerke, Hochdruckheizer
- **Elektriker**
  Facharbeiterabschluß Elektromonteur, Elektroinstallateur

BEREICH WIRTSCHAFT

Koch, Kellner, Bäcker (Facharbeiterabschluß), **Wirtschaftshelfer**

Ihre Bewerbung mit ausführlichem Lebenslauf (doppelt) und der genauen Anschrift Ihrer Dienststelle richten Sie mindestens 6 Monate vor dem ehrenvollen Ausscheiden aus dem Dienst der NVA an die für Sie günstigste Außenstelle in:

25 Rostock, Haus der Gewerkschaften,
Hermann-Duncker-Platz 1, Zimmer 103, Tel.: 383580
Postanschrift: 25 Rostock 1, PSF 142 oder 188
1071 Berlin, Wichertstraße 47, Tel.: 4497889
701 Leipzig, Postfach 950, Tel.: 200502
501 Erfurt, Kettenstraße 8, Tel.: 29293
8023 Dresden, Rehefelder Straße 5, Tel.: 577176



**VEB KOMBINAT
SEEVERKEHR UND HAFENWIRTSCHAFT
DEUTFRACHT/SEEREEDEREI -**
Zentrales Werbebüro der Handelsflotte und der Seehäfen

Reg.-Nr. 1/46/77-32



Postenkontrolle durch den Hauptfeldwebel. Jede seiner Kontrollen sind auch ein Gewinn für den Posten. Nicht um einiger Mängel willen, sondern weil in den 20 Jahren Grenzdienst des Fähnrichs Dickert die Erfahrungen eines Postens und Postenführers, eines Gruppenführers und die eines langjährigen Hauptfeldwebels eingeschlossen sind.

Mein Hauptfeldwebel

Seit Tagen werde ich den Gedanken nicht los. Und er bohrt jetzt um so mehr, je näher wir mit unserem W 50 der Grenzkompanie kommen. Ganz tief sitzt es, seit ich weiß, wohin es geht. Kursbuch hab' ich gewälzt und Taschenfahrpläne vom Kraftverkehr. Immer das gleiche Dilemma, 20 Minuten fehlen. Ob VKU, ob Wochenende, wenn für mich „nach Dienst" glatt 18.00 Uhr sein sollte. Am liebsten wäre ich im Ausbildungsregiment geblieben. Da hatte ich eine gerade Strecke zu Babette. Und seitdem bohrt's, als wir im Klub mit einigen Postenführern aus den Grenzkompanien sprachen. Hin und her ging's mit Frage und Antwort. Wir waren ja ganz jieperich, wie's draußen so ist. Sagte doch der eine, mit dem Hauptfeldwebel solle man sich gut stellen in der Kompanie. Der habe vieles in der Hand. Ob er den Urlaubsschein früh oder spät fertig mache, sei schon von Bedeutung. Der könne schon mal, wenn der wolle. Der muß wollen, einfach wegen meiner 20 Minuten. Aber wird er? Ich kenne ihn noch nicht. Ist er streng? Oder hat er so seine „Hobby's"? Man hört da so allerhand. Ich, Martin Rückert, kann's nicht leiden, wenn einer „schmiert". Selbst schön tun, schon lange nicht. Das war's wohl auch, warum der alte Stemmler gerade mich für die Parteigruppe auf der Baustelle haben wollte. Zumindest hat er es so gesagt vor den Kumpels. Nun soll ich mich gut stellen mit einem, den ich nicht kenne. Und wenn es vielleicht noch einer ist, wie mein ehemaliger, der Feldwebel Blümel. Nein, das kann ich nicht. Natürlich hat „Blume" auch nur seine Arbeit gemacht. Aber die schrille Stimme, so laut, das paßte nicht zu dem kleinen Mann. Einen solchen würde ich kaum um etwas bitten. Verdammt, man kann einen W 50 doch auch anders bremsen. Die Kutscher haben aber wirklich kein Gefühl, sitzen ja auch nie hinten drauf. Anscheinend sind wir da. Das lange graue wird wohl das Kompaniegebäude sein. Absitzen!
Alles was auf dem Hof ist, schaut zu uns. Der mit den „Kolbenringen" an den Ärmeln ist ein Fähnrich.

★ ★ ★

Hätte nie gedacht, daß unter dem Dach so'n großer Boden ist. Dachstuhl nachträglich aufgesetzt, seh' ich sofort, saubere Arbeit. Nun stehen wir hier. Zeltbahn ausgebreitet. Jeder mit seinen Siebensachen. Kaum daß wir vom W 50 runter sind, macht der gleich 'ne BA-Kontrolle. „Ihr Hauptfeldwebel, Fähnrich Dickert", so hat ihn der Kompaniechef vorgestellt. Den Parteisekretär macht er auch noch, wie der Major sagte. Ganz andere Erscheinung als „Blume". Akkurat, die Uniform sitzt, als wäre sie eben gebügelt. So schlimm sieht er gar nicht aus. Was die immer so erzählen. Gleich nach der Meldung und Vorstellung vor dem Kompaniechef hat er uns allen die Hand gegeben, so als freue er sich, daß wir da sind.
Oi, der kann ja auch laut werden. „Schreiber, nehmen Sie die Hose zurück!" Schärfe liegt in der Stimme. Aber anders, ganz anders als „Blume". Natürlich, der lange Dogalla wollte sich 'ne zusätzliche Hose ergaunern. Sicher wird er sich nachher brüsten, den neuen Hauptfeldwebel nur mal getestet zu haben. Der Dogalla soll mir nur kommen. Soll froh sein, daß der Fähnrich anstandslos fehlende BA-Stücke ergänzt. Manch einer hat eben nicht alles bekommen. Ich erhalte auch einen Ohrenschützer – ohne Regreß.
Es gibt hier keine Ruhe für uns. Nun stehen wir vor der Waffenkammer und es dauert und dauert, ehe da einer raus kommt. Ich bin dran. „Genosse Rückert!" – Wie schnell der unsere Namen drauf hat. – „Sie erhalten die MPi 5936. Behandeln Sie die Waffe schonend, sie ist Volkseigentum. Sehen Sie auf's Trefferbild . . ." Ich sehe und staune noch mehr, während der Fähnrich spricht. Was der alles über diese Waffe weiß. Da sollen schon drei Genossen damit die Schützenschnur geschossen haben. Die Ergebnisse der mit ihr geschossenen Postengefechtsübung hat er drauf. Fast nur Note 1. Damit soll ich nun laufen? Das wird ein Rucksack werden. Ob er mir das immer vorhalten wird? Ich trete weg, raus auf den Flur, genau vor die Wandzeitung. Gute Wünsche an uns. Ich kenne keinen, von denen die Briefe sind. Von Pflicht schreibt da einer, und davon, was sie erreicht haben. Eigentlich liege es direkt an mir, so steht's zwischen den Zeilen, ob die Kompanie weiter so gut bleibt. Aha, deshalb sagte der Fähnrich bei der Begrüßung, man solle die Wandzeitung lesen. Ob er die Briefe der in die Reserve versetzten Genossen daran angeheftet hat? Jedenfalls Hauptfeld, ich lese . . . Hm, irgendwie bin ich mir mit meinem neuen Hauptfeldwebel nicht ganz uneins. Er sagte nicht dauernd, das haben andere für euch geschaffen, sondern „. . . ihr habt selbst daran mitgearbeitet, an dem, was euch an Ausrüstung ge-

Mein Hauptfeldwebel

geben wird." Er respektiert's, daß wir keine dummen Jungens mehr sind. Ob er sich daran hält?

★ ★ ★

Woher, zum Teufel, soll der Dreck kommen? Ich laß mir's ja noch gefallen, daß wir saubermachen, wenn wir rausgehen. Falls und so, jemand kommt. Schlimm genug, deshalb schon früh um halb drei aufzustehen, damit um vier alles tipp-topp ist. Liefe einem ja nicht weg. Ist doch so. Der Fernsehraum sieht genau so aus wie heut' morgen. Die Stühle stehen dort, wo ich sie hingestellt hatte. Nicht mal die von mir vergessene Gardine hat einer aufgezogen. Aber Otto verlangt saubermachen. Und ich weiß schon, genau vor dem Abendessen werde ich wieder mit Besen und Schippe hier sein. Dieser Reinlichkeitsfimmel nervt. Siebenundzwanzig Reviere hat er eingeteilt, unser Hauptfeldwebel. Otto sagen wir nur, wenn er's nicht hört und nicht da ist. Auch nur so tun als ob und im Revier rumlaufen, nutzt nichts. Er sieht's, daß man nicht beschäftigt ist und „kassiert" dich einfach weg. Ich werde halt..., denn letztens mußte ich noch den Hof fegen.

Er macht es aber nicht nur mit uns Soldaten so. Als ich da fegte, schimpften die Frauen in der Küche auch gerade vor dem offenen Fenster. Da war der Hauptfeldwebel vorher ein paar Tage nicht da und ist am Morgen in die Küche gekommen und hat gesagt: „... Frauen, müßt mal die Fenster putzen!" Die hatten es aber wohl tags zuvor getan. Da war mir klar, daß sie ihn vielleicht auch lieber von hinten sehen. Als dann aber eine sagte: „...wenn er nicht da ist, fehlt uns doch auch was. Er hilft wo er kann", blieb's ruhig. Die Frauen waren offensichtlich irgendwie nachdenklich geworden.

Nachdenklich kann es einen schon mal stimmen. Bei aller Hektik, die er macht, nie stößt er jemand vor dem Kopf. Spindbau ist so'n Hobby von ihm. Aber einen Spind rausreißen, nein. Behutsam, als wäre es sein eigenes, legte er dem Krüger die Sachen so hin, wie er's meinte. Und er verlangte nicht, daß etwa die Henkel aller Tassen nach links zeigen.

Ich werde halt doch noch die Fensterbretter abwischen. Es scheint mir, ich habe sie heute morgen vergessen...

Postenkontrolle. Wo ist der Fähnrich nur so schnell hergekommen. Wolfgang meldet. Dabei mustert uns der Hauptfeldwebel. Natürlich, mein Tragegestell sitzt ihm nicht gut genug. Jetzt will er unsere „Latten" sehen. Wir zeigen ihm unsere Brote. „Bierschinken, Camembertkäse...", auf einen Blick hat er's. Wie's schmeckt? Na ja, beide wissen wir nichts rechtes zu sagen. Denken tu ich, wir essen's halt. Wolfgang sagt: „Die Luft macht Appetit." Der Fähnrich klettert wieder in seinen LO. „So kurz angebunden ist der selten", sagt Wolfgang. Bloß gut, daß er da weg ist, denke ich. Wir gehen weiter. „Hier!" Wolfgang zeigt ins Gebüsch. „Da liegen ein paar Latten, ob die der Fähnrich gesehen hat?" Bestimmt, sinniere ich für mich. Wegwerfen? Nee, sowas kann ich mir bei dieser Bewegung hier nicht leisten, auch wenn es einmal nicht mein Geschmack ist. Abends fragt mich der kleine Nordmann, unser 1. Koch: „Hat er euch auch kontrolliert? Schmeckte es euch denn?" Wir kommen ins Gespräch. Der Hauptfeldwebel soll's sehr genau nehmen mit dem Essen. Die Postenverpflegung ist ein Hobby von ihm. Dem Stabsfeldwebel Projahn, unserem Küchenleiter, soll er da ganz schön auf der Seele knien, obwohl sie sich beide lange kennen. Innerhalb von zehn Tagen darf der sich in der täglichen Zusammenstellung, eben der „Latten", so nennen wir die Postenbrote, nicht wiederholen. „Gar nicht so einfach", meint Hartmut, „kriegst doch nicht immer alles so geliefert und zu kaufen, wie du es haben willst. Zähl mit." Dabei hält er mir seine zehn Finger entgegen. „Heute gab es Bierschinken und Camembertkäse, also Mittwoch. Am Donnerstag wird es zwei Bouletten, Freitag Kaßlerbraten, Sonnabend Schmalzfleisch und Ei, Sonntag Schinkenspeck und Schnittkäse, Montag Schnitzel und Schokolade, Dienstag Jagdwurst und Römerbraten, Mittwoch Schweinebraten, Donnerstag Salami und Keks und Freitag Leberwurst und Schmelzkäse geben. Dann dürfen wir aber nicht wieder mit Bierschinken anfangen. Und immer soll Vitamine dabei sein, zumindest Zitrone im Tee."



Manch einer der Kompanie hat die Nacht anstatt im Bett, schon auf der Leiter verbracht, und über den „Baurappel" des Hauptfeldwebels gemault. In der frisch geweißten Stube nachher, war die Plage bald vergessen. Von allein, da wird halt nichts.

Der Hauptfeldwebel ist ihr erster Kritiker. So verlangt es die Dienstvorschrift. Er probiert das, was sie gekocht haben, und gibt es für die Ausgabe frei. Zum vierten Male verteidigt die Küche den Titel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit". Der Hauptfeldwebel sollte eigentlich dazu gehören, meint Kollegin Pichler (2. v. r.) Gewerkschaftsvertrauens„frau", denn er war und ist zu jeder Stunde bereit, uns dabei zu helfen.

Kontrollieren würde der Hauptfeldwebel die Küche genauso wie die Soldatenstuben. Jede Woche hätten sie eine Hygienekontrolle, und in alle Ecken schaue er. Dann schließt Hartmut beide Augen, als höre er's immer noch. „Da fehlte doch mal an der Essenausgabe das Handtuch, einen Krach hat der da mit mir gemacht." Ich nicke mitfühlend. Wissen will ich, „du gehst ihm nun aus dem Wege?" „I wo", meint Hartmut, „nachtragend ist der Fähnrich nicht. Tage später schon hat er mit mir und dem 2. Koch Kaffee getrunken, als wäre nichts gewesen. Er kam von selbst, wir haben mal schön über Privates geplaudert. Beide hat er uns sogar zusammen in Ausgang geschickt. Normal ist das gar nicht möglich wegen der Diensteinteilung. Entweder hat der erste oder der zweite Militärkoch Dienst. Wir sollten auch mal ein Bier zusammen trinken, meinte er."

★ ★ ★

Warum guckt der Hauptfeldwebel nur dauernd in den Speiseraum? Geht's ihm nicht schnell genug, oder hat er noch was vor, bevor wir abrücken? Auch bei der Waffenausgabe treibt er, als liefe ihm was weg.
Der Schreiber kommt mit zwei großen Kisten vom Boden runter. Ehe ich aber sehe, was es sein könnte, sind sie beide, der Fähnrich und er, im Speiseraum verschwunden. Wir rücken ab. Vom W 50 erhasche ich einen Blick zu den Fenstern des Speiseraumes. Vollkommen in bunten Flitter gehüllt turnt auf einem Fensterbrett der Schreiber. Möchte meinen, das Gesicht des Hauptfeldwebels auch zwischen Lametta und so zu sehen. Mensch, heute ist ja Silvester.
Mir ist's wie vor einem Jahr. Babette wollte unbedingt in ihrer Mansarde allein bleiben, bis sie uns als Gastgeberin der Silvesterparty empfing. Sie überraschte uns dann mit einer auf den Kopf gestellten Bude, vor Freude glitzerten dabei ihre Augen mehr als das Silberpapier der Girlanden. Ein schöner Abend war's. Ob es heute was wird . . . ?
Ehrlich, hätte ich nie geahnt – das ist unser Speiseraum? Schön haben sie das gemacht. Gemeinsam essen wir mit den im Dienst befindlichen Offizieren, den Unteroffizieren und natürlich dem Hauptfeldwebel. Der hat an alles gedacht. Unseren Fernseher hat er von oben holen lassen. Junge, haben die Stimmung drauf im Studio. „Nichts ist daran live, alles Konserve . . .", erklärt mir mein Nachbar. Egal, ich würde da schon gern mit rumspringen . . .
„Einen Tag Sonderurlaub für den, der sich auf diesen Klötzen", der Hauptfeldwebel hält drei abgesägte Holzscheiben hoch, „mehr als zwei Meter fortbewegt." „Das ist der Clou des Hauptfeldwebels", flüstert einer. Die eine Kante der Klötze scheint zehn, die andere aber nur fünf Zentimeter hoch zu sein. Man solle, der Fähnrich zeigt's, auf zweien stehen, damit man das dritte vorsetzen könne. Unteroffizier Schwiefel probiert's als erster. Drei Versuche, erfolglos muß er aufgeben. Es geht reihum. Ich amüsiere mich wie Bolle, das Fernsehen ist gar nichts dagegen, allein die Verrenkungen. Nun bin ich dran. Ich komme aus der Puste, so muß ich über mich selbst lachen. Um zwölf stoßen wir an, je nach Temperament mit Fruchtmilch, Schokotrunk, Juice oder heißer Zitrone . . .
Jetzt im Bett fallen mir erst alle Sünden ein. Nicht mal an Babette habe ich mehr gedacht. Dabei kommt mir in den Sinn, der Hauptfeldwebel hat doch auch Familie. Er wird wohl am Schluß gleich losgerannt sein, zum Glück hat er's nicht weit. „Der Hauptfeldwebel, der räumt noch mit der Wache den Speiseraum auf. Die Girlanden packt er genauso sorgfältig weg, wie er akkurat den Tag Sonderurlaub wieder eingesteckt hat." Es ist Uwe, immer der Letzte von unserer Stube, der aus dem Waschraum kommt. Der Hauptfeld würde sein Wort halten, hätte es einer geschafft. Antworte ich oder denke ich's nur? Ich bin zu müde, um weiter darüber zu sinnieren.

★ ★ ★

Immer sagt er, das gleicht der Schreiber aus. Die Arbeit liegt dann auf meinen Schultern. Schon mein Revier, BA-Kammer, Hauptfeldwebelzimmer, Tanklager, wenn wir reinigen – ich arbeite immer am längsten. Und jetzt, findet er doch im Keller noch Farbe und entschließt sich Knall und Fall die Küche zu renovieren. So ist er in seinem Baurappel. Ich weiß, der Kompaniechef hat da auch seine Sorgen mit ihm. Aber das habe ich dem Hauptfeldwebel bei der letzten Aussprache gesagt: „Genosse Fähnrich, wissen Sie, es ist ja nicht schlecht, als Schreiber bei einem er-



fahrenen Hauptfeldwebel zu arbeiten, im Endeffekt bin ich aber froh, wenn das Jahr für mich rum ist." Soll er nur seinen Ärger ausschütten. Die Stellen im Gras, wo gestern die Feldküchen standen, sind von unserer Bank aus noch zu sehen. Selbst für Hartmut Nordmann, den 1. Koch, kam's aus heiterem Himmel. Die Kompanie war noch nicht mit dem Frühstück fertig, da räumte ihm der Hauptfeldwebel schon die Küche aus und kommandierte die Frauen an die Feldküchen im Hof. Dann ging's los mit den beiden Köchen, dem Kraftfahrer, dem Kompanietrupp und eben dem Schreiber. Zwei Tage und zwei Nächte wurde gemalt. Uns, der Kompanie, hat es nicht geschadet. Gulasch, Nieren, Rinderbraten – dazu immer Kartoffeln und Gemüse, wie im Speiseplan vorgesehen. Alles was recht ist. „Na aber Peter, die Küche ist doch jetzt sauber", halte ich ihm dagegen. „Und mit dem Baurappel vom Hauptfeld, hat es doch auch was Gutes für die Kompanie. Immer läßt er die Stuben rechtzeitig weißen, Ordnung ist schon da." Peter ist nicht zu besänftigen. „Muß das immer Hals über Kopf gehen?" „Aber die Kumpels tun doch, was er will", werfe ich ein, „die folgen ihm williger als manchem Offizier."
Heftig saugt Peter an seiner Zigarette, pafft mehr, als er raucht. „Stimmt, weil sie wissen, daß der Hauptfeldwebel auf jedem Fall in seinen Forderungen nicht nachläßt. Aber nicht deshalb ordnen sie sich freiwillig unter. Was macht's ihm denn so einfach?" Peter sieht mich fragend an. „Weil Otto ein offenes Ohr für die Soldaten hat. Er hört sie an, wenn sie Probleme haben und versucht, zu helfen. Und da geht er eben mal zum Alten. Dann gibt es oft erst mal zweierlei Auffassungen. Und sie sind nicht immer leise dabei. Und wenn's partout nicht gehen will, dann wird Otto Parteisekretär. Na, der Alte hat's manchmal nicht leicht mit ihm. Muß als Chef auch sehen, wie er mit dem Militärischen zurechtkommt. Da geht's eben mal auf die Knochen der Kompanie, ohne daß er's will. Da ist eben Otto gut. Als Autorität ist er Mensch geblieben. Oder seht's mal anders: Der Hauptfeldwebel muß mit dem Alltäglichen zurechtkommen, dafür die Truppe mobilisieren, 365mal im Jahr für den gleichen Tagesablauf. Da will immer mal was einschlafen. Mit Angst vor sich, da kommt er nicht weit. Überzeugen muß er. Und wenn's davon ist, daß wir zu Hause auch keine Ferkel sind. Dabei spielen seine menschlichen Qualitäten eine große Rolle. Nimm mal nur seine dauernden Kontrollen mit den Neuen. Das nervt die. Da will er das Taschentuch sehen und auch die Geldbörse vor dem Ausgang. Aber es legt sich wieder bei ihnen, wenn er's begründet, er wolle nur, daß sie das Geld nicht vergessen. Weil ein Grenzer immer in der Lage sein müsse, seine Zeche zu bezahlen. Das ist in unserer Situation eben mehr als simple Erziehung zur Ordnung. Dann muß er einmal Militär, dann wieder Parteisekretär sein.
Kein Gegensatz im Prinzip, aber auch so eine Klippe, an der er sich zerreißen könnte. Er kommt darüber weg, weil er in beiden Funktionen konsequent ist. Das kennst du ja selbst!"
Und ob ich das wußte, hatte ja erst vor Tagen einen Parteiauftrag vom Hauptfeld, pardon, natürlich dem Parteisekretär erhalten. Peter Grüneberger zündet sich wieder eine Juwel an. Er hustet. Sie zieht nicht. Mürrisch, mit noch gepreßter Stimme sagt er: „. . . aber was habe ich gegen die plötzliche Küchenrenovierung geredet." Ich höre kaum hin, eigentlich hat er schön über unseren Hauptfeldwebel gesprochen, und meint's auch so.



Da sitzen wir nun, Soldat Siemens, Gefreiter Grüneberger und ich. Die nächste Mitgliederversammlung unserer Grundorganisation ist vorzubereiten. Nee, Parteileitung sind wir nicht. Otto, pardon, unser Parteisekretär sagte, als er uns den Auftrag dazu gab: „. . . bei dem Thema muß unbedingt das Soldatenwort zur Geltung kommen." Klar, Parteiauftrag wird erfüllt. Aber einfach ist's ja nun auch nicht. Wie schafft man's denn, verantwortungsvolles Handeln bei der Erfüllung des militärischen Klassenauftrages in unserer Kompanie zu erzeugen? In diese Richtung sollen wir denken. Klares Feindbild, keine Illusionen über den imperialistischen Gegner, die Befehle und Dienstvorschriften durchsetzen, ist erst mal so unser Konzept. Muß man erklären. Da sind wir uns einig. Wem? Uns Kommunisten auf der Versammlung? Auch. Doch Schlußfolgerung aus unserem Anteil zum Referat soll sein: Den Genossen der Kompanie helfen



Mein Hauptfeldwebel

wir Kommunisten bei der Erfüllung der Befehle und Dienstvorschriften. Wir kennen doch unsere Pappenheimer. Zu verbessern gibt es immer was, täglich. Nur so können wir Sicherheit und Ordnung an der Staatsgrenze gewährleisten. Mir scheint, so meinte es der Parteisekretär mit dem Soldatenwort.
Die Mitgliederversammlung stimmt uns zu. Rege ist die Diskussion. Jeder sagt etwas, eben auch die Soldaten unter uns. Wir sind nicht die einzigen mit dem Auftrag. Der Fähnrich hat schon den richtigen Dreh, alle zu beteiligen. Auch wenn einige sagen, den Hauptfeldwebel könne er als Parteisekretär nicht so recht ablegen. Er schreibe zuviel in seinen Büchern. Na und? Er hat ein Buch, in dem er Kritiken, Anregungen und Vorschläge notiert. Dort läßt er den Verantwortlichen dafür, ob Kompaniechef oder Gruppenführer, ob Küchenleiter oder Schreiber, Kenntnis nehmen und fordert mit Termin Abhilfe oder Veränderungen. Ob es direkt zum Parteihaushalt gehört, ist mir egal. Aber es ist eine prima Kontrolle.



Sachen gibt's, die gibt's gar nicht. Vor ein paar Wochen sagte der Hauptfeldwebel: „Nehmt beim nächsten Urlaub eure Briefe, Bücher und soviel persönlichen Kram wie möglich mit. Es gibt dann kaum noch Urlaub bis zur Versetzung in die Reserve. Es ist dann nachher nicht so viel, und es bleibt nichts liegen." Jeder nahm also. Auch Henry vor acht Tagen.
Jetzt liest Henry mit zitternden Händen einen Brief. Es dauert, bis wir alles wissen. Unter den Briefen, die alle von Henrys Frau waren, lag auch ein Brief von einer anderen, vor gut einem Jahr geschrieben. Das Ergebnis eines groben Spaßes trug nun seine faulen Früchte. Im Ausbildungsregiment hatten die Kumpels aus Übermut auf Heiratsannoncen geschrieben, eben nur so. Auch Henry. Einen Brief bekam er, las ihn und legte ihn zu den anderen Briefen. Wer hat schon Zeit hier. So wie der Stapel im Spind lag, so kam er in Henrys Koffer und zu Hause in den Schrank. Ob unordentlich? Weiß man's? Also Henrys Frau räumt auf und findet unter all den eigenen Briefen den von der fremden Frau. Nun schreibt sie ihm, sie wolle Schluß machen.
Geh' zum Hauptfeld, raten wir ihm.
Eilig kommt Henry zurück. Bruchstückweise erzählt er, während er die Ausgehuniform anzieht. Der Hauptfeldwebel habe den Brief erst mal gelesen und behalten und Henry an die frische Luft geschickt, damit er sich beruhige. Danach sei der Fähnrich wohl zum Kompaniechef gegangen. Der ließ dann Henry holen und fragte, wie er sich das Weitere denke. Henry habe gebeten, über Nacht nach Hause fahren zu dürfen. Ein paar Stunden würden ihm genügen, um der Frau alles zu erklären. Der Major habe aber gesagt, er solle einen ganzen Tag bleiben. Da wäre auch dann schon der Hauptfeldwebel mit dem ausgeschriebenen Urlaubsschein ins Zimmer gekommen. Wir ahnen es, an diesem „Sonderurlaub" hat der Hauptfeld seinen Anteil. Übrigens, meine Urlaubsscheine hatte er immer früh genug fertig. Die Sorge um die 20 Minuten, ach, die war schnell vergessen.



Eine notwendige Nachbemerkung! Henrys Eheglück wurde gerettet. Alle am vorstehenden Report erfaßten Fakten gehörten zum alltäglichen Geschehen im Dienst dieser Grenzkompanie. Genossen der Kompanie, unter anderem die Soldaten Lothar Krumpfert und Wilfried Krüger, die Gefreiten Peter Grüneberger, Hartmut Nordmann und Wolfgang Bröderdörp, der Unteroffizier Wiefel, die Stabsfeldwebel Fertig und Dieter Projahn, Oberleutnant Graupner und der Chef dieser Kompanie, Major Pattloch, waren meine Partner im Gespräch. Jeder dürfte Fähnrich Dickert anders erlebt haben und erleben. Doch die einzelnen Aussagen differieren nur um persönliche Akzente. Versucht wurde, auf Martin Rückert die wesentlichen Eindrücke zu beziehen. Das geht nur, weil er erfunden ist, stellvertretend für die Genossen, die zweimal im Jahr aus dem Ausbildungstruppenteil in die Grenzkompanie kommen und Fähnrich Dickert als ihren Hauptfeldwebel erleben. Einen Kommunisten, der seinen Beruf liebt, weil er einen Sinn hat, und der deshalb will, daß seine Arbeit was wert ist.
Text und Fotos: Oberstleutnant Ernst Gebauer

Die führende Rolle der marxistisch-leninistischen Partei in den Streitkräften, dieses Unterrichtsgespräch führt Fähnrich Dickert, der Parteisekretär der Kompanie. Es ist ihm zugleich Prüfstein, ob seine Parteiorganisation diesem Anspruch gerecht wird.

Im materiellen Bereich beginnt die Verantwortung des Hauptfeldwebels in der Grenzkompanie bei der Instandhaltung der Bausubstanz im Objekt, setzt sich fort über die Versorgung des Personalbestandes mit Ausrüstung, Bekleidung und Verpflegung, umfaßt Einsatz, Wartung und Versorgung der Kfz- und Nachrichtentechnik und schließt die Erhaltung der Grenzsicherungsanlagen ein.





Foto: Manfred Uhlenhut



Fortsetzung von Seite 45

ihm der Soldat die Mahagonitischplatte aufpoliert hatte, zitierte er den Cassius: „Nie konnt' ein Freundesaug' dergleichen sehn." Die Darstellerin der Minna, die trotz einer gewissen Mondänität ein durchaus mütterlicher Zug auszeichnete, es handelte sich um die Liebhaberin mit der halbierten Doppelcouch, brachte aus ihrer Garderobe ein besticktes Kissen und einen Teddybären. So fanden die guten Tischlertaten des Soldaten ihren verdienten Lohn, der sich weniger in klingender Münze als vielmehr in zu Herzen gehender Sympathie äußerte. Des schönsten Lohns allerdings, so munkelte man, wurde er durch Franziska teilhaftig, Minnas anmutiger Zofe. Es war niemand anderes als jene süße Schauspielelevin und glückliche Besitzerin eines reparierten Empirestuhls. Sie wurde als Letzte an der Lagerstatt des Soldaten vom Bühnenpförtner bei seinem Kontrollgang durch das Theater gesehen, der allerdings augenzwinkernd versicherte, nicht so genau hingesehen zu haben. Was die süße Elevin dem Soldaten brachte, kann nur vermutet werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach jedoch bedurfte er zu seinem Troste des Teddybären nicht.

So kam unser Vogel doch noch zu einem Nest, um das Bild von Hacks zu gebrauchen, das vor ihm schon Heinrich Heine benutzt hatte.

Das Ende der Geschichte ist durch die Schwaden von Alkoholdunst vernebelt. Der Intendant selber brachte angeblich seinen Tischler, der ein Soldat war, am nächsten Tage zu dem inzwischen mit dem Truppenteil zurückgekehrten Kommandeur zurück. Mit einem glücklichen Ende darf immerhin gerechnet werden, zumal die Premiere des Panzerkreuzerstückes ein durchschlagender Erfolg wurde und der Genosse Y allen Beteiligten bei einem anschließenden Essen seinen Dank aussprach, auch „den tüchtigen Erbauern des imponierenden Bühnenbildes".

Die Sinne meines Gegenübers hatten sich nun völlig verwirrt, und alle Mühen, etwas über das weitere Geschick des Soldaten zu erfahren, waren vergebens. Das einzige, was ich aus einem völlig unartikulierten, ja gestammelten Satz herauszuhören glaubte, war: „Rosalinde hat ihn später geheiratet..." Es war zugleich das letzte, was ich von meinem Feldjäger erfuhr, bevor er die Kantine noch unsichereren Schrittes verließ, als er sie betreten hatte.

Rosalinde hat ihn später geheiratet... Hatte er Rosalinde gesagt? Natürlich. Hurra! Niemand anderes als diese Rosalinde/Franziska war jene Rosalinde H. aus dem Fernsehfilm. Wer hieß denn sonst schon Rosalinde.

Sie hatte ihren Tischler geheiratet, der inzwischen ein prächtiger Soldat, was sage ich, ein militärischer Vorgesetzter geworden war. Die Quelle des beseelten Spiels der Offiziersgattin war entdeckt. Und das Unvorhergesehene, nicht mehr Erwartete, wurde Wirklichkeit. Die Kantinentür öffnete sich, und herein kam die junge Künstlerin Rosalinde H. Und sie kam an meinen Tisch und entschuldigte sich so zauberhaft mit gesellschaftlichen Verpflichtungen, daß ich ihr einfach nicht böse sein konnte. Doch dann ging ein Kollege an unserem Tisch vorbei und fragte sie: „Na Rosi, glücklich geschieden?" Und sie hauchte „Ja, vor einer halben Stunde!"

Die Blütenträume, sie sterben dahin. O hätte ich sie doch gestern getroffen, als sie noch nicht geschieden war. Wie wunderbar wäre meine Geschichte zu Ende gegangen. Vielleicht hätte ich Frau Rosalinde H. auch beschworen: Sie dürfen sich nicht scheiden lassen! Versöhnen Sie sich wieder! Um meiner Geschichte willen, tun Sie es! Bitte!

Stattdessen fragte ich sie dumpf: „Und was wurde aus dem Empirestuhl?"

„Was für ein Empirestuhl?" fragte sie verwirrt.

„Den Ihnen der Soldat, ich meine der Tischler, ich meine Ihr Mann, Ihr Ex-Mann, damals so einzigartig restauriert hat." O Verwirrung. Sie verstand mich nicht. So erzählte ich ihr alles, was ich über sie und den Soldaten erfahren hatte – fast alles.

„Ich bin nicht diese Rosalinde", sagte sie, „aber so einen Soldaten soll es hier einmal gegeben haben, lange vor meiner Zeit. Sie dürfen nicht für bare Münze nehmen, was in Theaterkantinen gesponnen wird."



Der Welt größter Waffenhändler

Die USA haben, wie „U. S. News and World Report" zu entnehmen war, zwischen 1950 und 1976 für mehr als 110 Milliarden Dollar Kriegsgerät exportiert. Dabei habe sich dessen Menge in den letzten sieben Jahren auf das Achtfache erhöht. Allein im Finanzjahr 1977 wurden nach vorläufigen Angaben Waffen für 11,3 Milliarden verkauft. Damit sind die USA der größte Waffenexporteur. Auf sie entfällt mehr als die Hälfte des Weltwaffenhandels. 1978 soll ihr Rüstungsexport um weitere zwei Milliarden Dollar ansteigen. Während zur Zeit des Vietnamkrieges fast die Hälfte der Waffenausfuhr nach Südostasien ging, entfallen heute mehr als 50 Prozent auf Israel, Saudi-Arabien und den Iran. Unter der dorthin exportierten Kriegstechnik befinden sich auch Neuentwicklungen. So ist beschlossen, 60 Jagdflugzeuge des Typs F-15 (Foto oben) an Saudi-Arabien zu liefern. Die Profite jener Monopole, die sich am Waffenexport beteiligen, liegen, das haben Experten errechnet, durchschnittlich um 50 bis 60 Prozent über denen im nichtmilitärischen Bereich. „Der allgemeine Trend in den Vereinigten Staaten geht dahin, die Weitervergabe von Waffen als eines der wichtigsten Instrumente der Außenpolitik zu nutzen", hat USA-Präsident Carter erklärt. Die politischen Ziele, die damit verfolgt werden, umriß er so: „Unseren generellen Zutritt zu und unseren Einfluß auf die Regierungen und die militärische Elite zu erweitern, deren politische Orientierung für uns im Zusammenhang mit globalen und regionalen Problemen zählt; den Einfluß und die Einwirkung auf einzelne Regierungen in spezifischen Fällen zu sichern, die uns unmittelbar angehen; das Recht auf die Nutzung von Stützpunkten, Objekten im Ausland und das Recht auf Transit zur Unterstützung der Stationierung und Operationen unserer Truppen und Geheimdienste zu gewährleisten."

Fotos: Archiv, ZB

RRR-Bombe lautet, nach der englischen Abkürzung für Bombe mit verringerter Reststrahlung, die Bezeichnung für eine neue Atomwaffe, die von den USA entwickelt wird. Sie soll eine verstärkte Druck- und Sprengkraft, jedoch reduzierte radioaktive Strahlung besitzen, um es den eigenen Landstreitkräften zu ermöglichen, unmittelbar nach dem Kernwaffenschlag in das Zielgebiet vorzudringen.

Dokumente zur gemeinsamen Planung von Rüstung und Taktik wurden von den USA und der BRD unterzeichnet. Dadurch soll, wie „Die Welt" berichtete, „die wechselseitige Zusammenarbeit und gegenseitige Unterstützung auf dem Gefechtsfeld (Interoperabilität) weiter verbessert und günstigere Voraussetzungen für die Standardisierung von Rüstungsmaterial geschaffen werden". Das mache deutlich, „daß die USA ihr militärisches Potential zum großen Teil zur Verwendung auf einem möglichen europäischen Kriegsschauplatz hin ausrichten".

Besorgt über die möglichen Auswirkungen der Raketenversuche, die von der BRD-Firma OTRAG auf einem Testgelände in Zaire unternommen werden, äußerte sich das internationale Stockholmer Friedensforschungsinstitut (SIPRI). Die dort erprobte Trägerrakete, so wird befürchtet, könnte eines Tages auch militärisch als Waffe mit strategischer Reichweite eingesetzt werden.

Brasiliens Marine wurde durch die Fregatte „Constituicao" verstärkt. Sie ist die dritte von vier Fregatten, die durch die britische Rüstungsfirma Vospers für Brasilien gebaut werden. Die beiden ersten Schiffe, „Niteroi" und „Defensora", sind als U-Boot-Abwehrversionen ausgelegt. Die „Constituicao" und das ihr folgende Schwesternschiff „Liberal" werden mit Seeziel-Raketen „Exocet" und zwei 115-mm-Geschützen ausgerüstet.

Mit Freispruch endete vor dem Jugendschöffengericht in Rheine (BRD) ein Verfahren wegen neonazistischer Aktivitäten gegen zwei Bundeswehrsoldaten des Jagdbombergeschwaders 36, die während des Wachdienstes mit „Heil Hitler" gegrüßt hatten.

Die Aufstellung eines sogenannten Blitzkriegskorps hat USA-Kriegsminister Brown angeordnet. „Eine solche ‚Feuerwehr', die in Krisenherde auf der ganzen Welt geschickt werden könne, sollte aus einer Marine- und zwei Armeedivisionen bestehen und eine Stärke von 80000 bis 100000 Mann haben. Diese Einheiten sollten Brown zufolge ‚für Eventualfälle strukturiert, bemannt und ausgerüstet sein'", schrieb die „Frankfurter Allgemeine Zeitung". Dazu gehöre auch, daß sie über ein eigenes Luftgeschwader verfügen. Wie es im „Tagesspiegel" hieß, soll das Korps „notfalls auch bei Aktionen eingesetzt werden, die einem großen Krieg vorangehen".

Die besten Streitkräfte im Nahen Osten seien, wie der USA-Senat einschätzte, nach den israelischen die des Kaiserreiches Iran. Sie verfügen nach Angaben westlicher Zeitungen über 500000 Mann. Davon sind 30000 bei der Kriegsmarine (das Foto zeigt iranische Marinesoldaten



auf dem Flottenstützpunkt Bandar-Abbas am Persischen Golf) und 100000 bei der Luftwaffe. Im Haushaltsjahr 1978/79 werden bei einem Gesamthaushalt von umgerechnet 120 Milliarden DM für den Militäretat 21 Milliarden ausgegeben. „Wir sehen es als unsere Pflicht an, uns auf den Zugang zum Indischen Ozean vorzubereiten", soll der BRD-Presse zufolge der Schah erklärt haben.

Verlegt werden mußten zwei Staffeln des Jagdgeschwaders 74 „Mölders" der BRD-Luftwaffe vom Fliegerhorst Neuburg/Donau auf den ehemaligen NATO-Fliegerhorst Manching. Durch das hohe Gewicht und die starke Hitzeentwicklung der beiden Triebwerke ihrer „Phantom"-Maschinen hatten sich im Beton der Start- und Landebahnen in Neuburg Risse gebildet. Bis November soll die Piste neu angelegt werden, und danach soll das Geschwader auf seine alte Basis zurückkehren.

Schrittweise wollen die USA ihre in der BRD stationierten Verbände mit denselben Kraftfahrzeugen auffüllen, die auch die Bundeswehr besitzt. Der Anfang soll mit 9000 Lastkraftwagen und Bussen gemacht werden, die das Pentagon von der BRD kaufen will. „Damit wird die Standardisierung innerhalb der verbündeten Armeen vorangetrieben. Die Produktion in Deutschland spart außerdem Transportgebühren und macht zugleich militärischen Seetransportraum frei", schrieb dazu die „Frankfurter Allgemeine". Weiter hieß es: „Dieser Kauf kann Signalwirkung haben, ähnlich der Grundsatzvereinbarung, in der festgelegt wurde, daß die deutsche Glattrohrkanone die Hauptbewaffnung des neuen amerikanischen Panzers XM 1 sein soll. Das sind Schritte in Richtung auf eine militärische Beschaffungspolitik, von der beide Seiten des Atlantiks Gewinn haben."



In einem Satz

Für Einzelkämpfer bestimmt ist ein neuartiges Unterwasserfahrzeug mit einem elektrischen Antrieb von mehrstündiger Betriebsdauer, das Israel in seine Marine einführen will.

Neuer Stellvertreter des Generalsekretärs der NATO wurde der Italiener Rinaldo Petrigani als Nachfolger von Pansa Cedronio, der als italienischer Botschafter nach Washington ging.

Um fünf Milliarden, von 3,4 auf 8,4 Milliarden Gulden, haben die Niederlande in den Jahren von 1970 bis 1977 ihre Militärausgaben erhöht.

270 Teilnehmer sollen jedes Jahr auf allen Gebieten der Luftkriegsoperationen in einem taktischen Seminar geschult werden, das für das fliegende Personal der NATO-Luftwaffen in Fürstenfeldbruck (BRD) eingerichtet wurde.

Das Kommando über die USA-Truppen in Westberlin wurde Generalmajor Calvert P. Benedict übertragen, der bisher Kommandeur von Fort Riley, Kansas, und der amerikanischen 1. Infanteriedivision war.

154 Kriegsschiffe (darunter 43 U-Boote) werden auf BRD-Werften für ausländische Flotten gebaut.

In Südkorea haben die USA 32000 Mann ihrer Landstreitkräfte und 7000 ihrer Luftwaffe stationiert, von denen in diesem Jahr nicht wie ursprünglich angekündigt drei, sondern nur ein Bataillon in einer Stärke von 800 Mann abgezogen werden soll.

60 Millionen DM sogenannter Verteidigungshilfe will die BRD Griechenland gewähren.

Die Killer vom Kap

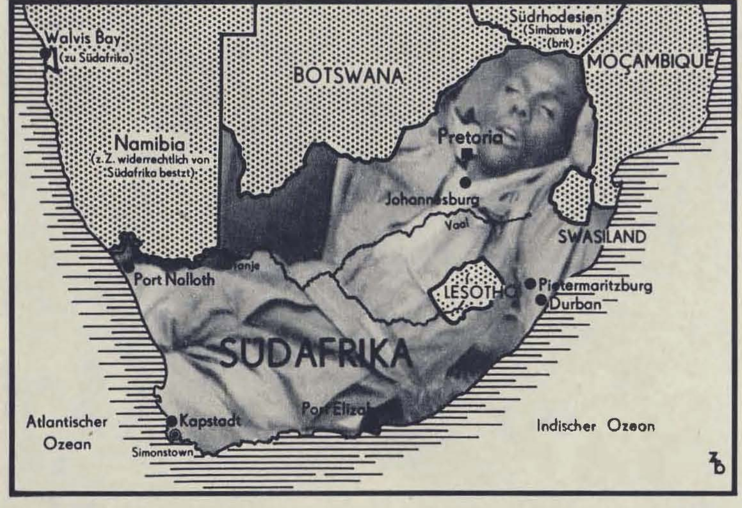
Über das Militärpotential des Apartheidregimes

Zu den entsetzlichen Tatsachen, die aus dem Machtbereich des Apartheidregimes an der Südspitze Afrikas an die Öffentlichkeit gelangt sind, gehört der Bericht des südafrikanischen Soldaten Bill Anderson. Anderson gehörte zu einem der Bataillone, die zu einer „Säuberungsaktion" im Norden Namibias, an der Grenze zur Volksrepublik Angola abkommandiert waren. Wie dem in der englischen Zeitung „Guardian Weekly" erschienenen Bericht zu entnehmen ist, spielten sich barbarische Szenen ab: „Ein Soldat der A-Kompanie, ein bewaffneter Fahrer, schnitt einem von ihm getöteten Gefangenen ein Ohr ab und schickte es in einer Spiritusflasche nach Hause. Er schnitt auch die Hoden ab und versuchte sie einzutrocknen, um sie als Schmuck für seinen Wagen zu verwenden... Der größte Teil der Angehörigen meiner Kompanie nahm daran teil, die Gefangenen zu schlagen – man sprach darüber wie von einem Vergnügen. In den ersten zwei Stunden nach der Gefangennahme hatten die Soldaten freie Hand." – Bei dieser Operation, die den Codenamen „Cobra" trug, wurden etwa vierzig- bis fünfzigtausend Afrikaner aus ihren Wohngebieten vertrieben, ungezählte dabei ermordet.

Das Vorster-Regime hat die südafrikanischen Streitkräfte ermächtigt, überall an der Grenze zu Moçambique, Botswana und Angola in einem zehn Kilometer breiten Streifen die berüchtigte „Taktik der verbrannten Erde" zu praktizieren: Es werden nicht nur alle Felder niedergebrannt, die Gebäude niedergerissen, sondern man macht Jagd auf alle, die in dieser Zone des Todes angetroffen werden.

Jeder siebente Weiße bewaffnet

Die wirkliche Truppenstärke der Streitmacht des südafrikanischen Rassistenregimes ist ebenso gut getarnt wie das Befehlszentrum des Kriegshafens der Rassisten. In Afrikas südlichstem Zipfel, knapp 100 km von Kapstadt entfernt, liegt Simonstown. Der Kommandobunker, unter einem Felsen verborgen, trägt den Namen „Silver Mine". Aber man stößt hier auf keine Silbermine, sondern auf modernste militärtechnische Anlagen. Von hier aus werden alle Schiffsbewegungen nicht nur rund um das Kap, sondern im Südatlantik



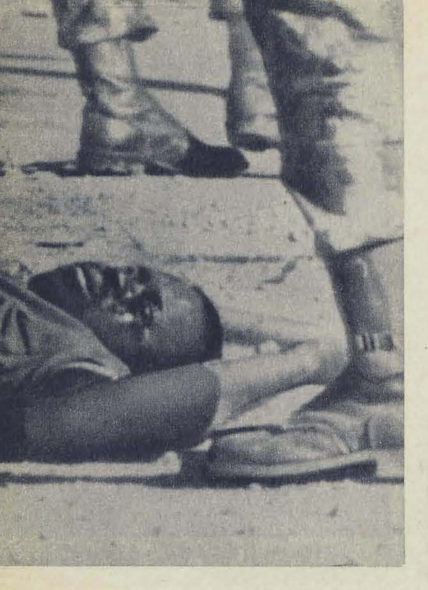
Fäuste, Gewehre und Stiefel – damit sollen die 20 Millionen Afrikaner in Schach gehalten werden. Doch der Widerstand des Volkes wächst, sein Kampfeswille ist ungebrochen.



und in großen Teilen des Indischen Ozeans überwacht. Die Anlagen wurden größtenteils von BRD-Konzernen geliefert. „Das Befehlszentrum ist nur deshalb voll intakt, weil es mit Informationen gespeichert wird, die von militärischen Nachrichtendiensten des Westens kommen", wußte ein BRD-Reporter zu berichten, der sich in Simonstown umsehen durfte. Aber Spionageergebnisse liefern die NATO-Geheimdienste nur an Gleichgesinnte. Die Rassistenmilitärs zahlen dafür mit gleicher Münze. So hat die NATO de facto ihren militärischen Bereich nach Süden bis zum „Kap der guten Hoffnung" ausgedehnt.

Die Republik Südafrika (RSA) ist heute ein voll militarisierter Staat. Das Militärbudget wurde seit 1960 auf das 30fache erhöht. Das Rassistenregime verfügt heute über die größte Militärmacht südlich der Sahara.

Die Stärke des Heeres wird auf mindestens 60000 Mann geschätzt. Ihr Kern sollen 20000 Berufssoldaten sein. Dieser Armee stehen neben modernen Schützenwaffen aller Art auch mindestens 200 Panzer, über 1000 Schützenpanzerwagen mit 90-mm-Kanonen, Geschütze für acht Artillerieregimenter und Raketenabschußrampen für sechs Regimenter zur Verfügung. Diesen Truppen stehen fast 40000 militärisch organisierte Polizisten



zur Seite. Die Blutbäder in Soweto und anderswo zeigten den brutalen Geist dieser Formation.
Die Luftstreitkräfte verfügen über mindestens 200 moderne Düsenjäger, etwa 400 andere Kampfflugzeuge sowie etwa 100 Kampfhubschrauber. Damit ist die südafrikanische Luftwaffe, ebenfalls mit Raketen ausgerüstet, die stärkste ganz Afrikas. Die südafrikanischen Seestreitkräfte befinden sich im schnellen Aufbau, zur Marine gehören Unterseeboote, Schnellboote und andere Kriegsschiffstypen. Die „Commandos" (eine militärisch ausgebildete Spezialorganisation mit etwa 80000 Mann) erfüllen terroristische „Sonderaufgaben" im Hinterland. Ihr Einsatz wird mit dem der Armee und Polizei koordiniert. Diese „Commandos" sind mit der faschistischen SA zu vergleichen. Mordtaten an weißen Südafrikanern, die die Rassistenpolitik ablehnen, und an ungezählten Afrikanern gehen auf ihr Konto.
Im Falle einer Generalmobilisierung würden dem Apartheidregime innerhalb von 24 Stunden weitere 75000 Mann zur Verfügung stehen – die Reservisten der ersten Staffel. Insgesamt über 300000 Reservisten gehören einer Art Bürgerwehr (Citizen Force) an. Unlängst wurde die Wehrpflicht auf zwei Jahre verlängert.
Nicht unerwähnt darf in diesem Zusammenhang der Geheimdienst BOSS (Bureau of State Security – Büro für Staatssicherheit) bleiben. Er wurde 1968 gebildet und durchdringt seitdem das gesamte öffentliche Leben Südafrikas. Seine Kader kommen aus der Schule der NATO-Geheimdienste. Nazistische Emigranten haben das Ihre zur Agentenformation beigetragen.
Außerdem existieren faschistische Tarnorganisationen, wie der rassistische Geheimbund „Wit Hand" (mit dem Ku-Klux-Klan zu vergleichen) oder das „Deutsche Freikorps" (oder Germanische Freikorps), in dem viele der 120000 deutschstämmigen Südafrikaner organisiert sind; zum militärischen Kaderbestand dieser Organisation gehören nicht wenige ehemalige Berufssoldaten der Bundeswehr.
So rundet sich das Bild der südafrikanischen Militärmacht ab. Aber man kann diese Zahlen nur richtig werten, wenn sie zur weißen Bevölkerung des Apartheidstaates ins richtige Verhältnis gesetzt werden. Es gibt dort vier Millionen Weiße, von denen weit über 200000 unter Waffen stehen (nicht berücksichtigt die 1,2 Millionen private Waffenbesitzer.). Etwa jeder zehnte weiße Südafrikaner männlichen Geschlechts gehört einer bewaffneten Formation an. Rechnet man die Kinder und Greise ab, ist es jeder siebente oder achte.

Strategie nach israelischem Muster

Bekanntlich ist die Republik Südafrika ein terroristisches Rassistenregime. Die weiße Führungsschicht sichert ihre politische und ökonomische Macht mit einer brutalen Innenpolitik und aggressiven Außenpolitik. 20 Millionen Afrikaner und Mischlinge werden als „rassisch Minderwertige" unterdrückt. Gleichzeitig ist der hochaufgerüstete Apartheidstaat eine permanente Gefahr für die afrikanischen Nationalstaaten und für den Frieden der Welt überhaupt. Es gilt als erwiesen, daß man in absehbarer Zeit mit südafrikanischen Kernwaffen rechnen kann. Die Trägermittel sind bereits vorhanden. Die Produktion der Kernsprengköpfe steht bevor. Doch Südafrika wird von keinem Nachbarstaat bedroht. RSA-Generale gaben wiederholt zu, daß seitens der sogenannten „Frontstaaten" – Angola, Moçambique und Botswana – kein Angriff droht. Seitdem jedoch das portugiesische Kolonialreich als letztes auf dem Kontinent zusammengebrochen ist, der Rassistenthron in Salisbury wackelt und Namibias Okkupation dem Ende entgegengeht, richtet sich die Stoßrichtung der südafrikanischen Militärmacht immer mehr nach außen.
„Vorwärtsverteidigung" nannte der Militärkommentator der BRD-Zeitung „Frankfurter Allgemeine" nach einem Südafrikabesuch die militärstrategische Orientierung des Apartheidregimes. Deutlicher hieß es in seinem Bericht: „Männer wie der derzeitige Oberbefehlshaber treten für eine Verteidigungsdoktrin ein, die in ihrem Ansatz der der Israelis ähnelt." Alle Welt hat diese Aggressionspolitik erlebt: Okkupation der Nachbarterritorien durch Überfall und permanente Aggression wie zuletzt wieder im Südlibanon. RSA-General Boshoff erklärte ungeschminkt, allein schon Maßnahmen der afrikanischen Nachbarstaaten zur Landesverteidigung,



die Pretoria nicht ins Konzept passen, würden genügen, um einen Interventionskrieg zu beginnen. Es sei notwendig, „daß sich Südafrika darauf vorbereitet, durch schnellen Einsatz diese konventionellen Streitkräfte zu vernichten." Klarer kann kaum gesagt werden, daß vom Apartheidregime eine ständige Bedrohung für seine afrikanischen Nachbarn ausgeht.

Zur Strategie gehört auch die militärische Okkupation Namibias. Zehntausende Soldaten des Rassistenregimes sind hier stationiert und gehen brutal gegen die Afrikaner vor. Was die militärische Komplizenschaft mit dem südrhodesischen Regime angeht, so konnte man aus dem Bericht des bereits genannten BRD-Militärkommentators folgendes erfahren: „Wer operativ folgerichtig plant, muß Rhodesien in seine Sicherheitsvorstellungen einbeziehen. Die Unterstützung Rhodesiens wird zum strategischen Zwang . . . Ob Pretoria militärisch eingreifen würde, wenn Rhodesien überrollt werden sollte, ist offen." Es ist aber längst kein Geheimnis mehr, daß sich südafrikanische Militärspezialisten und Sondereinheiten in Südrhodesien befinden und an den Mordtaten gegen die afrikanische Befreiungsbewegung beteiligt sind.

Gegenwärtig blicken Politiker und Militärs des Apartheidregimes auch schon über den Südatlantik. Sie spinnen die Fäden bis nach Brasilien und Argentinien. Der Öffentlichkeit bekannt wurden Pläne der USA, einen Südatlantikpakt (SATO) zu schaffen. Er soll von Südafrika bis Lateinamerika reichen. Es gibt Hinweise auf ein geplantes multilaterales Oberkommando für Luft- und Seestreitkräfte, das mit der NATO gekoppelt werden soll. Führende NATO-Militärs haben sich wiederholt für eine stärkere Berücksichtigung der strategischen Bedeutung Südafrikas ausgesprochen.

Die hilfreiche NATO

Wenn das Apartheidregime heute die afrikanischen Nationalstaaten immer stärker bedroht, den Terror gegenüber 20 Millionen Afrikanern im eigenen Land immer mehr verschärft und die RSA bereits zu einem gefährlichen Rüstungszentrum der Welt geworden ist, so tragen dafür nicht zuletzt die USA, Großbritannien, Frankreich, die BRD und Israel die Verantwortung. Es war deshalb auch nicht verwunderlich, daß namhafte Repräsentanten des Vorster-Regimes in Pretoria zum Zeitpunkt des Waffenembargos durch den UNO-Sicherheitsrat (November 1977) zynisch erklärten: Südafrika verfüge heute bereits über eine genügend starke militärische Potenz und sei in der Lage, mit eigener Kraft die erforderlichen Waffen herzustellen.

In den vergangenen Jahren und Jahrzehnten haben die USA Südafrika Rüstungsgüter aller Art geliefert – entweder über private Waffenhändlerorganisationen oder auf Umwegen über Satellitenstaaten, so z. B. über Taiwan. Die Düsenflugzeuge der südafrikanischen Luftwaffe sowie U-Boote tragen französische Markenzeichen. Die BRD sorgte mit Maschinen und Ausrüstungen aller Art für den Aufbau einer südafrikanischen Rüstungsindustrie, lieferte u. a. Panzerabwehrraketen und vor allem entscheidende Teile der Technik sowie das Know-How für die Herstellung von Kernwaffen. Von anderen NATO-Staaten ließe sich ähnliches sagen. Eine besondere Rolle spielt das Komplott zwischen Pretoria und Tel Aviv. Südafrika studiert nicht nur die militärischen Erfahrungen der israelischen Aggressionsarmee, sondern bezieht aus Israel Handfeuerwaffen, Artillerie, Panzer, Flugzeuge und Raketen. Nach Angaben eines britischen Bulletins vom 2. November 1977 hat Pretoria in Israel sechs Raketenträgerschiffe der Klasse Reshef in Auftrag gegeben. Drei davon wurden bereits geliefert. Außerdem sind Raketenträgerschiffe eines vollkommen neuen Typs geplant, die auf israelischen Werften hergestellt werden. Diese Schiffe besitzen Start- und Landebahnen für Hubschrauber sowie Gabriel-Raketen israelischer Produktion.

Tel Aviv, das heute bereits zu einem internationalen Waffenhändler geworden ist, erhält aus Südafrika offensichtlich Erzeugnisse der dortigen Rüstungsindustrie sowie Uran für die eigene Kernwaffenherstellung. Die israelische Armee besitzt so unter anderem Napalmbomben südafrikanischer Herkunft. Sie wurden mehrfach bei Bombenangriffen auf Syrien, Libanon sowie auf palästinensische Flüchtlingslager eingesetzt.

„Armseor" heißt eines der südafrikanischen Rüstungsunternehmen. Anfang des Jahres ließ sein Direktor wissen, daß die Forschungsarbeiten für die Ra-



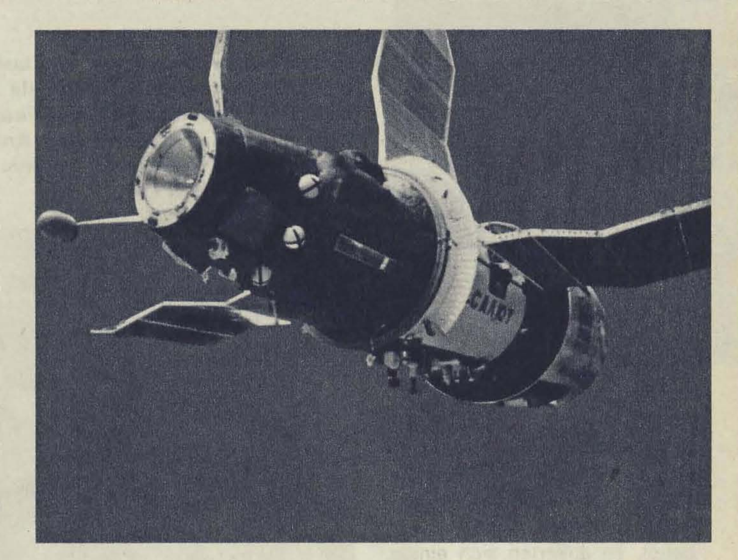
Rassenterror nach innen und außen – die links abgebildeten Männer waren als Angehörige der regulären Streitkräfte Südafrikas an der Intervention gegen die Volksrepublik Angola beteiligt; rechts neben ihnen zwei Söldner der Spalterorganisation UNITA.

ketenproduktion seit 1965 laufen und man in Kürze eigene Raketen mit erheblicher Reichweite herstellen werde. Überhaupt, so äußerten sich einige südafrikanische Militärs, könne die Industrie Südafrikas nunmehr erhebliche Teile der Ausrüstung der Streitkräfte sichern. Aber die maßgebenden Politiker und Militärs in Pretoria kalkulieren bei ihrem aggressiven militärischen Konzept entscheidende Faktoren nicht ein: Immer größer wird die Zahl kampfentschlossener Afrikaner innerhalb des Rassistenstaates. Unter den 20 Millionen Bürgern schwarzer Hautfarbe finden sich trotz Terror und Verfolgung immer mehr, die sich zur Wehr setzen: gleichzeitig wächst international die Bewegung gegen koloniale Unterdrückung, Rassismus und Apartheid an. Im März 1978 begann das von der UNO ausgerufene Internationale Anti-Apartheid-Jahr. Die DDR wird gemeinsam mit den sozialistischen Bruderstaaten ihre solidarische Unterstützung für die Völker im Süden Afrikas verstärken. Wir stehen an der Seite des ANC in Südafrika, der SWAPO in Namibia und der Patriotischen Front in Simbabwe. Der Tag wird kommen, da die von diesen Befreiungsorganisationen geführten Völker den Sieg auf ihre Fahnen schreiben werden. *Gerhard Zázworka*

Fotos: Zentralbild

AR 7/78	TYPENBLATT	RAUMFLUGKÖRPER

Orbitalstation Salut (UdSSR)



Technische Daten:

Gesamtlänge	21 m
max. Durchmesser	4,15 m
Spannweite der Solarzellenflächen	30...33 m
Umlaufmasse	26 000 kg
Bahnwerte (Durchschnittsangaben):	
Bahnneigung	51,6°
Umlaufzeit	90...92 min
Perigäum	330...350 km
Apogäum	350...370 km
erster Start	19.4.1971
insgesamt gestartet	6 (Stand: März 1978)

Bei den Raumflugkörpern der Serie Salut handelt es sich um Orbitalstationen für 2 bis 4 Kosmonauten, die Forschungen im erdnahen Raum ausführen. Salut 6, auf die sich die technischen Daten beziehen, ist für den Betrieb über eineinhalb bis zwei Jahre ausgelegt. Sie besitzt Kopplungsstutzen für zwei Raumschiffe. (Foto: Salut 4).

AR 7/78	TYPENBLATT	FAHRZEUGE

Zugmittel TATRA 813 (ČSSR)

Taktisch-technische Daten:

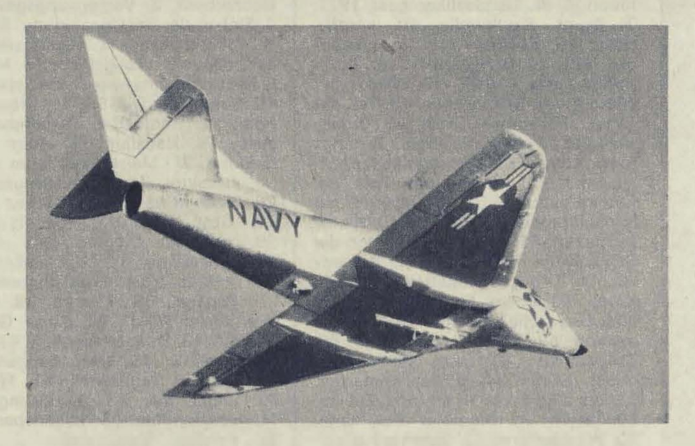
Eigenmasse	14 000 kg
Länge	8 600 mm
Breite	2 500 mm
Höhe	2 780 mm
Bodenfreiheit	330 mm
Höchstgeschwindigkeit	80 km/h
Motor	12-Zyl.-4-Takt-Diesel, TATRA 930-3; 250 PS
Nutzmasse	7 500 kg
Anhängemasse	
– auf Straße	100 000 kg
– im Gelände	18 000 kg
Fahrbereich	1 000 km
Kraftstoffverbrauch	42 l/100 km
Wattiefe	1 400 mm
Überschreitbarkeit	1 400 mm
Kletterfähigkeit	600 mm

Der TATRA 813 ist ein Radzugmittel für schwere Anhängelasten. Er wird eingesetzt als Zugmittel für die Artillerie, als Trägerfahrzeug für Geschoßwerfer zum Bergen und Transportieren ausgefallener Fahrzeuge, mit Tieflader oder Anhängegeräten. Mit vier angetriebenen Achsen, großen Niederdruckreifen, Radvorgelege, Ausgleichsperren und Reifendruckregelanlage ist das Fahrzeug sehr geländegängig. Seine Seilwinde hat eine Zugkraft von 21,7 Mp. Der Tatra 813 ist auch bei niedrigen Temperaturen einsetzbar.



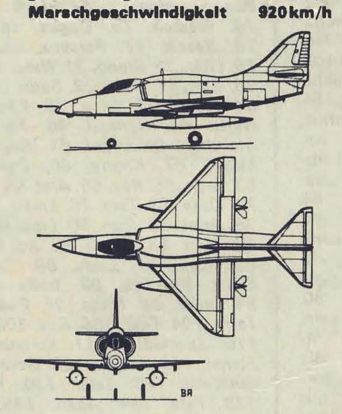
AR 7/78 — TYPENBLATT — FLUGZEUGE

Jagdbombenflugzeug Douglas A 4 „Skyhawk" (USA)



Taktisch-technische Daten:

Spannweite	8,38 m
Länge	12,27 m
Höhe	4,57 m
Startmasse	11113 kg
Leermasse	4535 kg
Höchstgeschwindigkeit	1083 km/h
Marschgeschwindigkeit	920 km/h
Gipfelhöhe	14500 m
Reichweite	3920 km
Aktionsradius	550 km
Bewaffnung	zwei 20-mm-Maschinen-Kanonen; bis 3720 kg verschiedene Außenlasten (Raketen, Torpedos, Kernbomben, Napalmbehälter)
Triebwerk	Turbinen-Luftstrahl Pratt u. Whitney J 52, 4215 kp
Besatzung	1 Mann



Das Tiefangriffs- und Jagdbombenflugzeug A 4 ist seit 1956 bei der US-Marine und dem Marine-Corps im Einsatz, vor allem auf Flugzeugträgern. Es wurde mehrfach modifiziert, auch existiert eine zweisitzige Trainerausführung. Die Maschine wird auch in Israel, Neuseeland, Argentinien, Brasilien und Australien verwendet.

AR 7/78 — TYPENBLATT — ARTILLERIEWAFFEN

105-mm-Panzerhaubitze M-52 (USA)

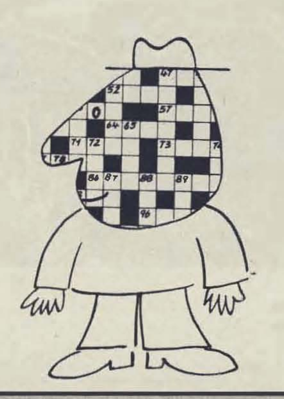
Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	24,5 t
Länge	5650 mm
Breite	3150 mm
Höhe	3400 mm
Bodenfreiheit	510 mm
Steigfähigkeit	60%
Überschreitfähigkeit	1830 mm
Watfähigkeit	1220 mm
Kletterfähigkeit	760 mm
Geschwindigkeit	56 km/h
Motor	1 6-Zyl.-Otto Continental AOS 895-3; 506 PS
Bewaffnung	1 Haubitze 105 mm 1 MG 12,7 mm
Kraftstoffverbrauch (Straße)	500 l/100 km
Tankinhalt	660 l
Besatzung	5 Mann



Die Panzerhaubitze gehört zur Standardausrüstung der US-Panzerfeldartillerie-Betaillon. Der Motor ist gleich dem des Spähpanzers M 41, das Laufwerk dem der Panzerhaubitze M 44. Mit der Haubitze ist ebenfalls die Bundeswehr ausgerüstet.

Waagerecht: 1. Gest. der Frz. Revolution, 4. dt. Tierplastiker, gest. 1921, 7. ägypt. Baumwolle, 10. nordfrz. Stadt, 13. Bühnen- und Konzertsänger, NPT, 14. Blutgefäß, 15. dt. Komponist, gest. 1916, 17. Wirkungsstätte Albert Schweitzers, 18. Teil des Tages, 20. rumän. Stadt, 22. durchsichtiges Material, 23. Hast, 25. ringförm. Korallenriff, 28. Zierpflanze, 31. Alpenhirt, 33. Roman von Zola, 35. Lobeserhebung, 36. Stahlplatte mit Versteifungen, 38. Halbton, 40. Nichtfachmann, 41. Hauch, 42. Kanton der Schweiz, 44. Erfrischung, 45. Bienenzüchter, 46. sagenhafter altgriech. König, 50. chem. Element, 54. Gest. aus „Euryanthe", 57. sowjet. Schwarzmeerort, 58. Stadt an der Adige, 60. Teil der Uhr, 61. festl. Getränk, 63. griech. Göttin, 64. dt. Rechenmeister, 67. bis zum Bräunen erhitzter Zucker, 69. Stern im Sternbild Fuhrmann, 70. Warägerfürst, 72. Strom zur Nordsee, 74. Hafenstadt in Tansania, 77. Gest. aus „Der Bettelstudent", 78. Stärke, 81. Treibmittel, 82. Olympiasieger im Spezialslalom 1976, 83. Wettkampfbeginn, 85. Fehlbetrag, 88. Langstreckenläufer der DDR, 91. Schreitvogel, 92. nordital. Stadt, 93. Nesseltier, 97. bequeme Morgenkleidung, 101. Schriftsteller, NPT, 102. synthet. Malariamittel, 105. Schabeisen der Kammacher, 106. Schiffssegel, 108. aromat. Getränk, 109. Luftgeist, 111. Ankündigung einer Sendung, 113. Bewegungslosigkeit, 116. Kleiderablage, 120. von Lenin in Stuttgart herausgegebene Zeitschrift, 121. Gutschein, 122. griech. Buchstabe, 124. synthet. Kautschuk, 126. Pampashase, 127. Wacholderbranntwein, 129. Bezeichnung, 131. Konfektionsartikel, 132. Art der Fortbewegung, 135. mittelital..Fluß, 137. Baumstraße, 139. Norm, Richtschnur, 141. Farbton, 144. engl. Schulstadt, 146. Schwertlilie, 148. Buchaufschrift, 149. Darstellung einer Handlung durch Gebärde, Mienenspiel und Tanz, 151. älteste lat. Bibelübersetzung, 152. altes Apothekergewicht, 153. einmaliges Zufassen mit den Zähnen, 154. altröm. Ärmelgewand, 155. philosoph. Begriff, 156. Schilf, Röhricht, 157. Oper in Mailand.



Senkrecht: 1. Seinenebenfluß, 2. Bücherbrett, 3. Verpackungsgewicht, 4. Einheit der Beschleunigung, 5. brasil. Schriftsteller, 6. Raubinsekt, 7. graumeliertes Wollgewebe, 8. künstlicher Schiffahrtsweg, 9. Gedichtform, 10. See in der UdSSR, 11. Märchenfigur, 12. nordostfrz. Textilindustriestadt, 16. Hausflur, 19. chem. Verbindung, 21. Meistergrad beim Judo, 22. Erbfaktor, 24. Nordwesteuropäer, 26. Stadt in der Belorussischen SSR, 27. Gest. aus „Die Perlenfischer", 29. niederld. Dichter, gest. 1932, 30. Feuerstätte, 32. Wartanebenfluß, 34. Führer einer Kosakenabteilung, 37. Papagei, 38. Riemen, 39. Gest. aus „Freier Wind", 42. europ. Grenzgebirge, 43. Donaunebenfluß, 47. Nahenebenfluß, 48. altes Längenmaß, 49. musikal. Kunstwerk, 51. Fläche, 52. ungar. See, 53. Salzlösung, 54. Marizanebenfluß, 55. Labenebenfluß, 56. norweg. Mathematiker des vor. Jh., 58. Schallplattenmarke, 59. Korbblütler, 61. Kartenspiel, 62. Hebezeug, 65. Gest. aus „Idomeneo", 66. Fruchtgetränk, 68. trop. Pflanzengattung, 69. Brennöl, 71. Ölbaumharz, 73. Hauptstadt von Nigeria, 75. weibl. Stimmlage, 76. mehlartiges Mineral, 79. Wendekommando, 80. Stadt in Marokko, 83. japan. Reiswein, 84. Rheinnebenfluß, 86. streng enthaltsam Lebender, 87. Gefährt, 89. Leine, 90. nordungar. Stadt, 94. oberster german. Gott, 95. Gest. aus „Egmont", 96. Weinernte, 98. Landschaft auf West-Peloponnes, 99. Farbton, 100. Haltetau der Gaffel, 102. Gest. aus „Nabucco", 103. Futterpflanze, 104. Donaunebenfluß, 107. Quellnymphe der röm. Sage, 110. Eichmaß, Mustergewicht, 111. dt. Physiker, gest. 1905, 112. Talsperre bei Eibenstock, 114. Schmuckgegenstand, 115. Maßangabe für den radioaktiven Gehalt von Quellwässern, 116. Teil des Eßbestecks, 117. pflanzl. Kletterorgan, 118. Speisefisch, 119. Stockwerk, 123. aserbaidshan. Zupfinstrument, 125. Inselkette im Beringmeer, 126. Schloß bei Triest, 128. griech. Insel, 129. Musikzeichen, 130. Insel in der Irischen See, 133. Kalifenname, 134. Mühlensandstein, 135. tschech. Maler, gest. 1938, 136. reines Warengewicht, 138. Schlingpflanze, 140. Kniegeige, 142. jap. Hafenstadt, 143. Bittermittel, 145. Gest. aus „Eugen Onegin", 147. Stoffschaden, 149. Tanzschritt, 150. Schwur.

Preisfrage

Aus den Buchstaben der Kreisfelder (Reihenfolge waagerecht) ergibt sich der Teil eines Panzers. Wie heißt er? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 10. 8. 1978. Wir belohnen Ihren Rätselfleiß mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 8/78.

Auflösung aus Nr. 6/78

Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Feldspaten. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Koffer, 5. Kithara, 10. Westen, 14. Degas, 15. Elain, 16. Sessel, 17. Perseus, 18. Eisler, 19. Liter, 20. Stand, 21. Nara, 24. Ren, 26. See, 27. Sète, 29. Satin, 32. Ape, 34. Rurik, 37. Elisa, 39. Ebene, 41. Natté, 44. General, 46. Tenor, 47. Menthol, 49. Legal, 51. Rogen, 53. Ekarté, 57. Knarre, 60. Elektrolyse, 63. Stan, 65. Ras, 66. Aral, 69. Temes, 71. Ossa, 73. Tara, 76. Emile, 77. Tor, 78. Artel, 79. Run, 80. Lilie, 81. Tula, 82. Nest, 83. Trope, 84. Ito, 85. Erg, 86. Kater, 87. Lada, 89. Item, 90. Ebert, 91. Eva, 92. Irade, 93. Ill, 94. Inder, 97. Nana, 99. Enns, 101. Tatra, 104. Teer, 106. Spa, 109. Lohn, 110. Spezialität, 111. Konsum, 114. Eterna, 118. Tartan, 122. Gorale, 125. Smetana, 128. Tatar, 130. Meriten, 133. Tata, 134. Abart, 135. Mara, 136. Nobel, 139. Orb, 140. Leila, 142. Park, 144. Alb, 146. Ede, 148. Meer, 151. Slawe, 153. Ihrer, 155. Tiegel, 156. Iberien, 157. Roland, 158. Leine, 159. Limes, 160. Ataman, 161. Erinyen, 162. Reiter.*

Senkrecht: *1. Kasan, 2. Faser, 3. Edel, 4. Relikt, 5. Kapern, 6. Isere, 7. Hase, 8. Reuse, 9. Alster, 10. Wiener, 11. Enid, 12. Talje, 13. Norne, 22. Ahle, 23. Asse, 25. Nabel, 26. Senor, 27. Skat, 28. Toto, 30. Aar, 31. Ihle, 33. PEN, 35. Ulme, 36. Inn, 37. Egge, 38. Inka, 39. Eta, 40. Ero, 42. Thar, 43. Elbe, 45. Aleel, 48. Enkel, 50. Gleis, 52. Geyer, 54. Kate, 55. Rune, 56. Ara, 58. Adam, 59. Real, 61. Trara, 62. Osten, 63. Stalaktit, 64. Amplitude, 67. Rigoletto, 68. Lebertran, 70. Steirer, 71. Ortolan, 72. Saladin, 74. Aleuten, 75. Artemis, 76. Entgelt, 88. Arasi, 89. Ideal, 95. Nero, 96. Eris, 98. Alert, 100. Natur, 102. Alge, 103. Rhin, 105. Osman, 107. Pas, 108. Stele, 111. Kost, 112. Niet, 113. Uta, 115. Ter, 116. Rita, 117. Anna, 119. Rahe, 120. Ata, 121. Nabob, 122. Garbe, 123. Ort, 124. Amme, 126. Mana, 127. Tank, 129. Tar, 131. Imam, 132. Erde, 137. Ballen, 138. Lawine, 140. Lehnin, 141. Iberer, 142. Petra, 143. Riesa, 145. Leber, 147. Diele, 149. Egart, 150. Ruder, 151. Sela, 152. Gran, 154. Rose.*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann



Wassili Sabolotni



Roland Thieme

HAUPT LEUTE

Es war vor fast drei Jahren, im Herbst. Ein sowjetisches Garde-Panzerregiment empfing Besuch. Kompaniechefs, Zugführer und Panzerkommandanten des NVA-Truppenteils „Leo Jogiches" waren gekommen, um Erfahrungen auszutauschen.
Zur Gästeschar gehörte ein Hauptmann, der mit auffälliger Aufmerksamkeit alles beobachtete, untersuchte und notierte, was sich seinen Blicken bot. Kompaniechef Roland Thieme machte sich mit seiner künftigen Pateneinheit vertraut. An seiner Seite der Gastgeber, Garde-Oberleutnant Wassili Sabolotni. Die Mütze leicht im Nacken, volles, sympathisches Gesicht, darin zwei lustig lächelnde Augen und in der Stirn zwei widerspenstige Haarsträhnen. Mit dem könnte man klarkommen, kalkulierte Roland Thieme. Und was da vorgestellt wird? Alle Achtung! Dabei brauchen wir uns nicht zu verstecken. Aber das hier kann sich sehenlassen. So jedenfalls mochte Roland gedacht haben. Alles in Sabolotnis Kompaniebereich war zweckmäßig, sauber, übersichtlich: der blitzblanke Korridor, das Podest für den UvD, in seinem Blickwinkel die nur durch ein Gitter versperrte Waffenkammer mit den schnurgerade ausgerichteten Doppelreihen mattglänzender Maschinenpistolen. Dann das Schmuckstück der Einheit, das Lenin-Zimmer; von den Soldaten liebevoll ausgestaltet, Fahneneid, Traditionen des Truppenteils, Bestentafel und Leistungen der Kompanie im Wettbewerb sinnvoll angeordnet. Später die Lehrklassen: Feuerskizzen, Lehrmodelle und Anschauungstafeln, die Buchstaben und Zeichnungen wie gestochen.
Schließlich der Gefechtspark: gewienerter Fußboden, piksaubere Kampftechnik, Hinweistafeln für Wartungsarbeiten, griffbereite Fremdstartkabel für den Fall, daß der Motor mal nicht kommt, wenn es um jede Sekunde geht. Da lacht einem Panzermann das Herz im Leibe. Vorbildlich alles. Hier werden Maßstäbe gesetzt. Ob er – Roland Thieme – mit seinem Kollek-



tiv gleichwertiges zu bieten hätte?
Der Hauptmann sah noch immer die Tafel mit dem Leistungsnachweis der Kompanie Sabolotni im Lenin-Zimmer vor sich: Für den Zugführer bis zum Soldaten aufgeschlüsselt, vom Schießen mit Panzer- und Schützenwaffen bis zur physischen Ausbildung hatte es auf ihr von schön geschwungenen Fünfen und Vieren (sie entsprechen unseren Einsen und Zweien) nur so gewimmelt. Mit dieser Kompanie also sollte er auf lange Sicht in den Leistungsvergleich treten. So jedenfalls war es „oben" beschlossen worden. Eine anspruchsvolle, schwierige Aufgabe. Verantwortungsvoll, interessant und aufregend zugleich, fand Hauptmann Thieme. Die Sache nahm ihren Lauf.
Der Gegenbesuch ließ nicht lange auf sich warten. Unter den Gästen befand sich jetzt, zum ersten Male in einem NVA-Truppenteil, Oberleutnant Sabolotni, Komsomolze und Kandidat der KPdSU. Die FDJler der Kompanie Thieme baten ihn, an ihrer Mitgliederversammlung teilzunehmen. Wassili nahm an. Diskutierte mit ihnen über das Treffen mit dem ersten Schuß aus der Panzerkanone und über die Vorzüge ständig einsatzbereiter Kampftechnik. Dem Garde-Oberleutnant gefiel die Atmosphäre der Debatte, die Offenheit, mit der hier ohne Zurückhaltung vor Rang und Namen kritische Worte ausgesprochen wurden.
Überhaupt war Wassili heute nicht weniger aufmerksam wie





damals sein neuer Freund Roland. Das Polygon fand sein besonderes Interesse. „Hervorragend, wie ihr das gelöst habt", meinte er. Der Richtschütze erfaßt mittels seiner Optik das auf eine Bildwand projektierte Ziel. Der Kommandant des Panzers kontrolliert ihn und betätigt den Auslöser einer Kamera. Charakteristische Zielfehler des Schützen werden so fotografisch festgehalten, anschließend ausgewertet.

Hauptmann Thieme hatte noch mehr auf Lager. War ihm doch damals, in Wassilis Kompanie, ein mit illustrierten Informationen prall gefülltes Büchlein aufgefallen. „Ein Feldbuch", wie ihm der Oberleutnant erläutert hatte, selbst angefertigt, nützlich für jeden Ausbilder. Jetzt hatten auch die Zugführer und Kommandanten der Kompanie Thieme so ein handliches Lexikon. Auskünfte zu Themen der Spezialausbildung, das Muster eines Gefechtsbefehls, Feuer- und Beobachtungsskizzen, Regeln für das Justieren und Anschießen der Turmbewaffnung und mehr waren griffbereit. Wie überhaupt vieles, was sich Roland Thieme bei den Gardisten abgeguckt hatte. Vom glänzenden Gefechtshallenboden und den schwarzgelackten Gleisketten der T-55 bis zur anschaulichen Visitenkarte für Fahrer und Kommandanten über deren technischen Qualifizierungsgrad. Wassili fühlte sich hier wohl. Wie zu Hause. Seine Freunde hatten sich im Anlauf ebenbürtig erwiesen. Roland und sein Kollektiv brannten darauf, sich am Können der Gardisten zu steigern. Das war auf Schritt und Tritt zu spüren und zu sehen. Und das sollte so bleiben.

Im Verlaufe der Zeit kam es zu vielen Begegnungen zwischen den Komsomolzen und FDJlern, Kommunisten und Kommandeuren der beiden Kompanien. Gegenseitige Besuche der beiden Chefs und ihrer Angehörigen wurden zur Regel und beide Einheiten eine Familie. Bald kannte jeder jeden, der eine die Freuden und Sorgen des anderen, die Erfolge wie die Probleme des befreundeten Kampfkollektivs.

Dann kam der an und für sich kühle Sommer des vergangenen Jahres mit seinen heißen Tagen für die Wettbewerbspartner. Direkter Leistungsvergleich im Rahmen eines Ausbildungskomplexes, die Stunde der Wahrheit also. Wie hatte doch FDJ-Sekretär Unterleutnant Günther Löffler einmal berichtet?

„Im Klub haben wir die Bestentafeln, neben unserer die der Freunde. Es spornt uns an, wenn wir erfahren: Der soundsovielte Zug der Garde-Kompanie hat eine Eins geschossen. Da möchten wir doch keine Drei dagegensetzen."

Nun, zum Kampf! Drei Panzer der Garde-Kompanie jagten, dicke Staubwolken aufwirbelnd, über den Platz. Ihre Kommandanten waren Oberleutnant Sabolotni und zwei seiner Zugführer. Das Feuer aus den Panzerkanonen kam plaziert. Die Kontrollampen der Trefferanzeige auf dem Kommandoturm leuchteten auf: Dreimal Treffer mit der ersten Granate, dreimal Note „Sehr gut". Die Kampfwagen rollten zurück zur Ausgangslinie. Ihre Besatzungen sprangen heraus, traten zur Auswertung an. Von ihren NVA-Genossen wurden sie mit lautem Hallo beglückwünscht. Viel Zeit zum Händeschütteln, Schulterklopfen und Fachsimpeln blieb aber nicht. Denn schon kam der

Befehl zum Aufsitzen für das zweite Rennen, drei Besatzungen der Kompanie Thieme. Wieder das gleiche Bild: Die Panzer preschten nach vorn, feuerten. Spannung auf dem Kontrollturm. Wieder leuchteten die Lämpchen auf. Getroffen! Zweimal „Sehr gut", einmal „Gut". Und das bei der Umstellung auf ein im eigenen Truppenteil ungebräuchliches Ladesystem der Kampfwagenkanone. Hauptmann Thieme schob sich erleichtert, hörbar aufatmend, die Mütze aus der Stirn. Oberleutnant Sabolotni aber war begeistert, gratulierte seinem Freund Roland und dessen Männern zum Erfolg. „Mit deinen Leuten würde auch ich sofort und jederzeit fahren", rief er anerkennend. Das war Musik in den Ohren der „Thiemes", und keine unverdiente.

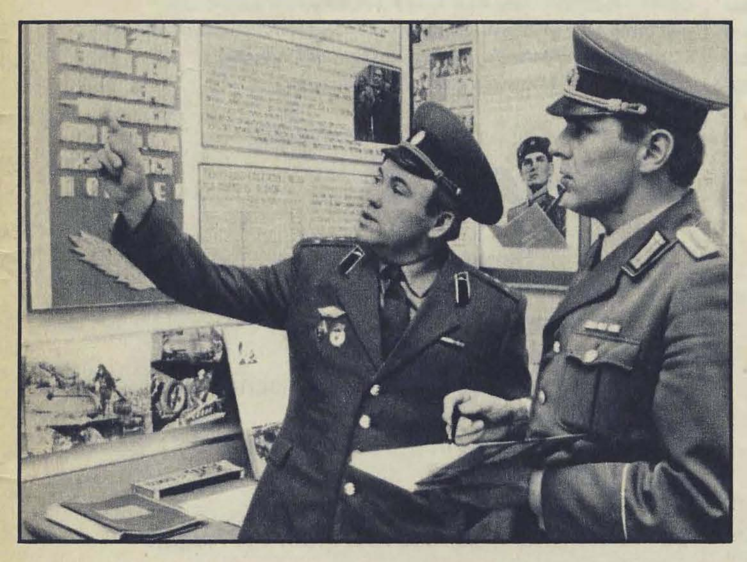
Später übten sich die Kompanien im Schutz vor gegnerischen Flamm- und Brandmitteln. Unter anderem galt es zu zeigen, wie sich der Kämpfer verhalten muß, wenn Bekleidung und persönliche Ausrüstung durch Napalm in Brand geraten. Da – urplötzlich – loderte Unteroffizier Lorenz wie eine Fackel. Schnelle Hilfe tat not. Flink sprang einer von Sabolotnis Sergeanten hinzu, warf Lorenz in den Sand, wälzte ihn darin und erstickte so die Flammen. „Guter Mut ist halbes Leben", besagt ein altes Sprichwort. Der mutige Helfer hatte wohl ein ganzes gerettet. Viel später gestand Roland Thieme, beim Gedanken an jene Situation werde ihm „noch heute heiß".

Und wie war das am Sperrknoten? Ausgerechnet einer der besten Panzerfahrer aus Thiemes Kompanie, Unteroffizier Dietzschold, blieb mit seinem Fahrzeug in einem Bombentrichter stecken. Hoffnungslos, wie es schien. Offenbar hatten den Mann das Aufblitzen imitierter Granateinschläge, Feuerbrände und quellende Rauchschwaden geblendet, irritiert, nervös gemacht. Einerlei. Unter seinen fahrig gewordenen Händen brüllte der graue Riese zwar gequält auf, rührte sich aber nicht vom Fleck. Ein umsichtig einspringender sowjetischer Genosse brachte dann das Kunststück fertig, steuerte den Stahlkoloß sicher und geübt aus der Falle. Der Angriff wurde zügig fortgesetzt. Am Ende konnten beide Kompaniechefs ihren Kommandeuren melden: Ausbildungsziel erreicht!

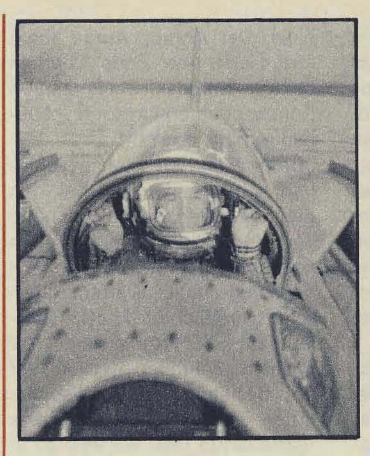
„Besiegt ist, wer sich geschlagen gibt", sagt man bei den Freunden. Denjenigen aber hätte der Neugierige in der großen Familie der Kampfgefährten vergeblich gesucht. „Waffenbrüderschaft verpflichtet!" hatte Oberleutnant Sabolotni erklärt. „Vor unseren Freunden wollen wir gut bestehen, das hat seinen guten Grund: Sie setzen großes Vertrauen in uns, wir ebenso in sie. Wir kennen unsere gemeinsame Verantwortung. Das beflügelt uns natürlich." Auch das Kompaniegeflüster „mal sehen, wer besser ist", wie Hauptmann Thieme verriet. Seine Kompanie hatte sich vorgenommen, den reichen Erfahrungsschatz der Partner zu studieren und – wie die Gardisten – beständig sehr gute Ausbildungsresultate zu erzielen. Grundlage: Annähernd gleiche Programme. Rezept: Angeregter Erfahrungsaustausch von Mann zu Mann, Übernahme bewährter Führungsmethoden und abrechenbare Aufträge für Kommunisten und FDJler. Und das kam zum Ende des vorigen Jahres heraus: Durchweg „Sehr gut" für beide Einheiten in allen Hauptausbildungszweigen. Die Kompanien wurden mit dem Bestentitel geehrt, Genossen Thiemes Kollektiv zum fünften Mal in ununterbrochener Folge. Wassili Sabolotni aber war anläßlich des 60. Oktoberjubiläums zum Garde-Hauptmann befördert worden.

Roland Thieme ist inzwischen aufgerückt in den Bataillonsstab. Seiner Freundschaft zu „Wasja" macht das nichts aus, die hat Bestand. Und für „seine Kompanie" will er ein aufmerksames Auge behalten, denn Wassili soll wie damals in ihr zu Hause sein.

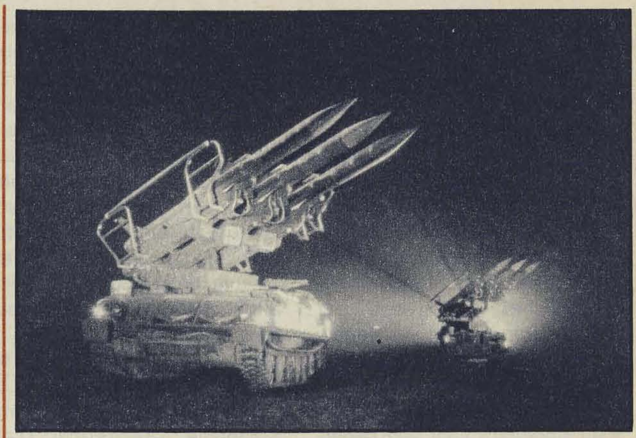
Oberstleutnant
Gerhard Schubach
Fotos: Armeefilmstudio (1), Manfred Uhlenhut (1), Autor (3)



HAUPTLEUTE



UNSER TITEL: Startklar! Den Schnappschuß vor dem Start eines Jagdbombers der tschechoslowakischen Luftstreitkräfte sandte uns B. Novotný aus Prag.



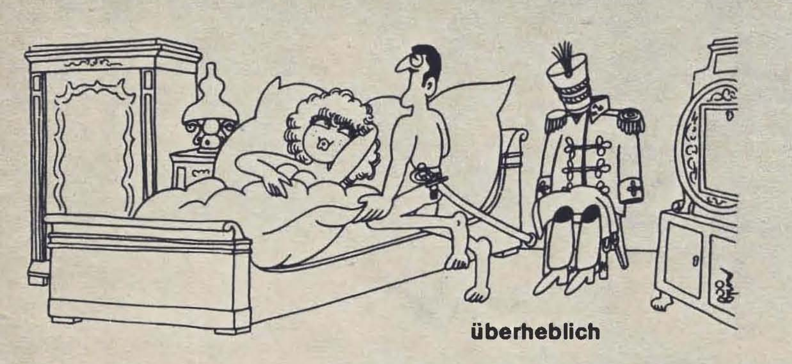
UNSER POSTER: Eine Abteilung Fla-Raketen der sowjetischen Truppenluftabwehr in Feuerstellung. Die Raketenkomplexe sind Drillingsstartrampen auf geländegängigen Vollkettenfahrzeugen. Foto: Oberst E. Udowitschenko

ar

Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau".
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 4300618.
Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Radtschenko und
Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;
Oberst J. Schaulow – Sofia;
Oberstleutnant J. Červeny – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
Preis je Heft sowie Abonnementpreis: 1,– Mark, Erscheinungsweise und Inkassozeitraum: monatlich. Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen.
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 104 Berlin, Linienstraße 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann,
Printed in GDR.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 27.4.1978

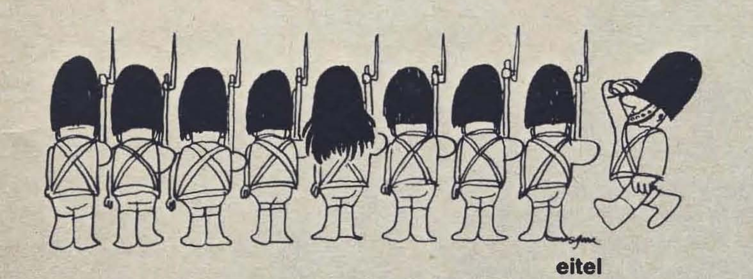
INHALT



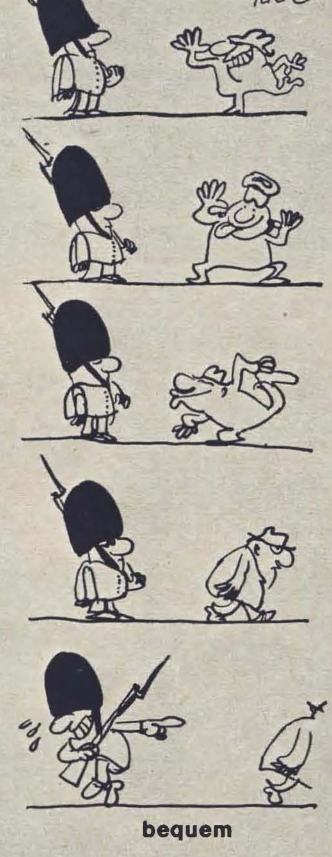
überheblich

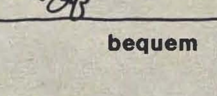
Paprika-Schoten

geerntet im Eulenspiegel-Buch „Das Ewig-Menschliche", gefüllt von ungarischen Karikaturisten

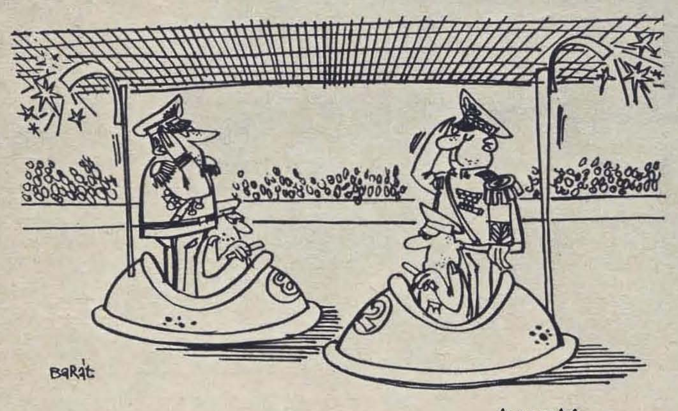


eitel



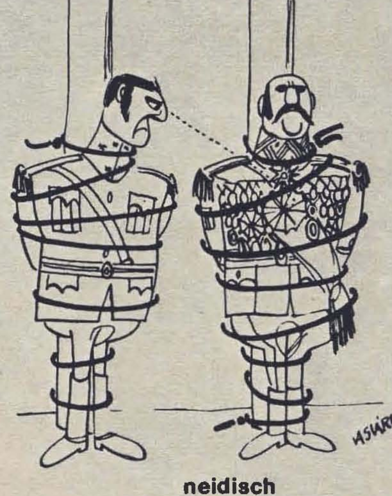


bequem





korrekt



neidisch

ausgezeichnet





Victoria Vincze

Foto: H. P. Gaul